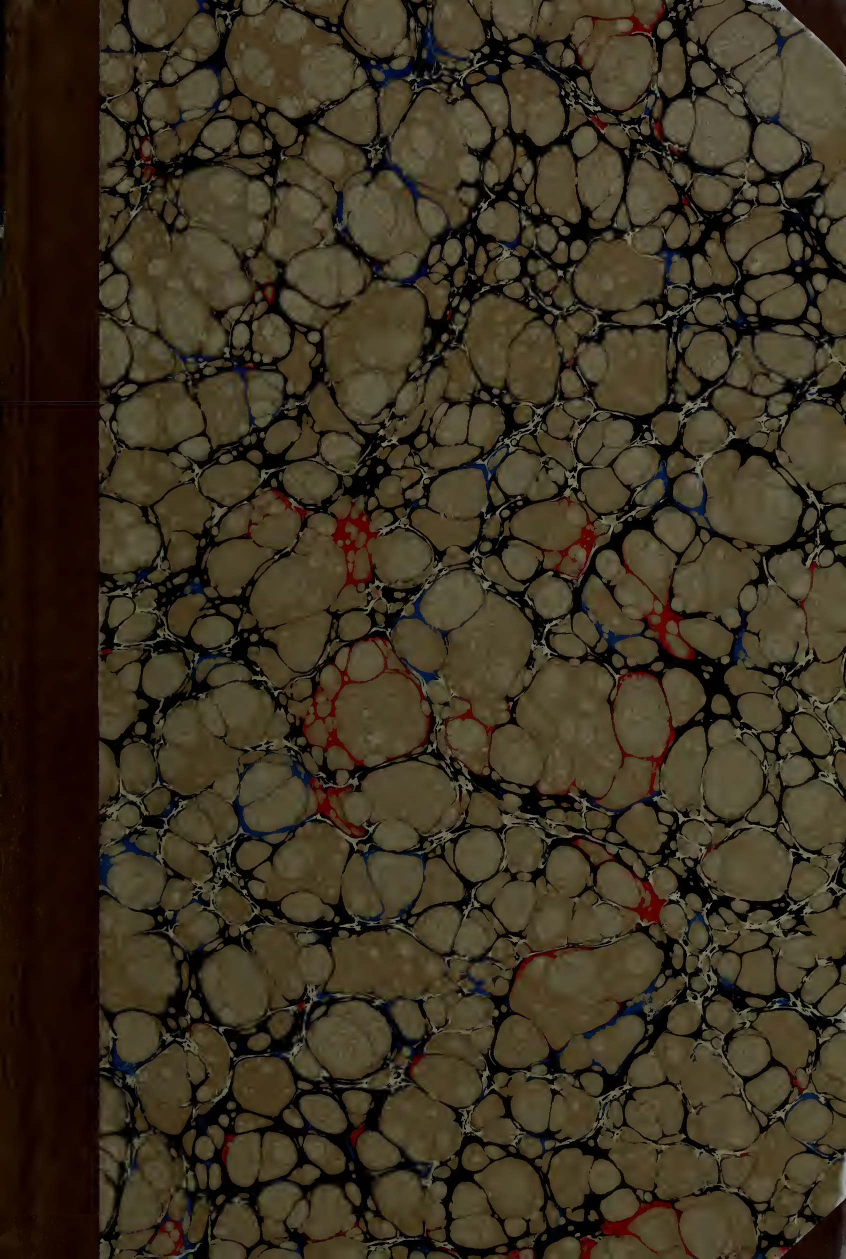
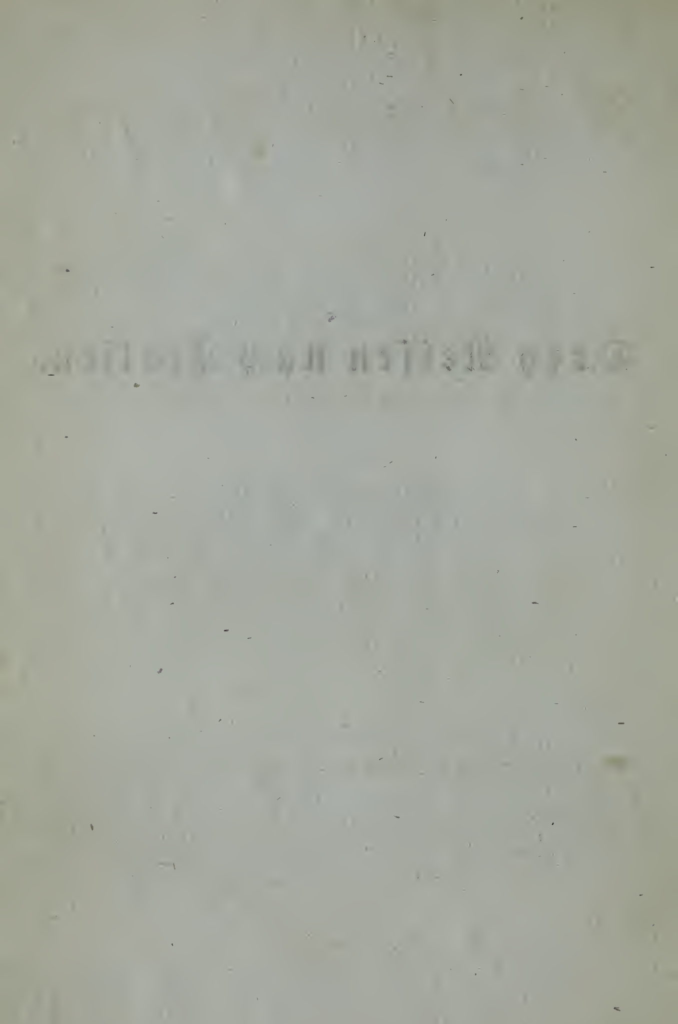








# Drey Reisen nach Italien.



# Drey
# Reisen nach Italien.

---

Erinnerungen

von

C. F. v. Rumohr.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1832.

Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur.

Göthe

# Inhaltsandeutung.

# Erste Reise.

# I.

## Einiges zur Vorbereitung und Einleitung.

Die Gabe, mit Schärfe und richtig zu sehen und das Gesehene stark zu empfinden, langezeit es im Gedächtniß festzuhalten, ist die äußere Grundlage zweyer, gleich schöner Lebensbestimmungen. Denn ohne sie giebt es zuerst keinen Künstler von Schrot und Korn; ohne sie zweytens auch keinen belebend eingreifenden Gönner, welcher im Geiste das Erreichbare voraussieht, daher zum Außerordentlichen anspornt; aber auch Nachsicht zu üben weiß, weil er die Kunst lebendig anschaut und ihre Schwürigkeiten ermißt.

Ich bezweifle, ob man jemals sich deutlich gemacht, auf welcher Stufe der Kunst die Gönner der bezeichneten Art ihr nöthig, ja unerläßlich sind. Denn ich sehe, daß man zuweilen auch niedere Beziehungen des Talents für gunstbenöthigt hält. In-

deß gedeihen diese nach den bisherigen Erfahrungen allein auf dem ebenen Boden eines handwerksähnlichen, häuslichen Lebens. Nachfrage und Absatz bedingt sie äußerlich, so viel läßt sich einräumen; aber Geräusch und hohe Gunst übertäubt und erstickt in ihnen jenes Unbefangene, Wahre, dessen sie nicht entrathen können, weil es in ihrem Gesammtwerthe ein zu großer Theil ist. Dasselbe gilt von jenen frühen Stufen der Kunst, auf welchen ihre Grundlagen gelegt und bescheiden und ganz in der Stille künftige Leistungen vorbereitet werden. Sehen wir aber, daß alle großen Kunstepochen der alten, wie der neuern Zeit, ohne Ausnahme an sinnvolle und geistreiche Gönner sich angelehnt haben; ferner, daß solche höhere und höchste Leistungen der Kunst nicht allein Anregung, Antheil, begeisternde Winke; daß sie nicht weniger für, dem Stoffe, der Ausdehnung, der Arbeit nach, kostbare Werke oft großen Aufwand erfordern: so wird es uns klar werden, auf welcher Stufe und bey welcher Richtung der Kunst sinnvolle Gönner ein Erforderniß, wenn nicht selbst die unerläßliche Bedingung ihrer gedeihlichen Entwickelung sind.

Die Mittelmäßigkeit verdirbt nun auch Alles und Jegliches. Wäre ich reich und mächtig, oder auch nur eins von beiden; wer weiß, welchen Einfluß ich gewonnen hätte auf das künstlerische Treiben und Wirken unserer Tage. Wäre ich nicht eben hinreichend begütert, in meinen Umständen durchaus geordnet; wer weiß, welch' ein Künstler aus mir sich hätte hervordrehn lassen. Allein zum Gönner gewährte mir das Schicksal zu wenig, zum Künstler beyweitem zu viel. Denn es verdammt ein angeborener Wohlstand das Kunsttalent zum Dilettantismus, weil nothwendig auf einer gewissen Stufe der Künstlerentwickelung das Urtheil dem Vermögen voraneilt, was die Hoffnung beugt, den Muth bricht; eine Verstimmung, welche nur Künstler von Beruf überwinden, weil das Bedürfniß des Erwerbes sie dazu nöthigt und zwingt. Ward ich nun freilich weder Künstler noch Gönner, so verschönte mir doch die Gabe, zu sehen, das Leben, gleich sehr in der Gegenwart und Erinnerung; gewann durch sie, was ich mündlich und in Schriften mitgetheilt, auch für Andere einiges Interesse.

In meinem zwanzigsten Lebensjahre begab ich

mich zum ersten Male nach Italien. Ich hatte damals schon aufgehört mit völliger Unbefangenheit meinem eigenen Sinne nachzugehn, vermuthe daher, daß um Einiges früher diese Reise mir ein reineres Vergnügen und mehr Belehrung dürfte gewährt haben. Mit Lust erinnere ich mich der Unabhängigkeit des Gefühles und Urtheils, mit welcher ich, fünfzehn Jahre alt, in Söder zum ersten Male eine größere Zahl guter und vortrefflicher Gemälde durchsah. Ohne Zögern entschied ich mich für die kostbaren Ruisdaels dieser Sammlung, studirte ich eifrig den kleinen Coreggio, eine Madonna, verwarf etwas höhnisch den sogenannten Raphael und bezweifelte den Claude Lorrain. Zwar kannte ich diese Meister historisch noch ganz und gar nicht; doch hatte ich von ihrem Werthe mir eine gewisse, freylich nur unbestimmte Vorstellung gebildet, und entnahm schon aus dem Coreggio, daß jener Raphael ein ungleich neueres Bild seyn müsse. Die übrigen Niederländer achtete ich, ohne von ihnen mich angezogen zu fühlen. Gegenwärtig sehe ich ganz wohl ein, was bei diesen mich kalt ließ. Die Virtuosität im Technischen war ihr vorwaltendes

Verdienst; hingegen fehlte es bey den meisten an jener Begeisterung unmittelbar durch bestimmte Erscheinungen der Natur, welche die wahren Meisterwerke der holländischen Schule so anziehend macht und so hoch stellt. Bey Darstellung von, im Geiste Aufgefaßtem, von Ideen, deren mattester Abglanz doch immer noch Einiges zu denken giebt, also beschäftigt, mag die Begeisterung bisweilen durch Grundsatz, Methode und kalte Nachahmung sich surrogiren lassen. Allein nicht so die Entzückung durch sinnliche Anschauungen. Mögen die Maler unserer Tage, welche zahlreich zur Landschaft und zum niederen Leben sich hinüberwenden, diesen Wink nicht unbeherzigt lassen, von den Gemälden weg und in die Natur hinaussehn; auch dieses nicht etwa gemächlich und frostig, sondern mit Energie und überschwellender Empfindung.

Um wenig später sah ich die Gemäldesammlung zu Salzdahlum und im Museo zu Braunschweig das berühmte mantuanische Gefäß. In den besten Kunstschulen des Alterthumes pflegte man der Bearbeitung zu großer Stücke von edlem Gesteine nach einem richtigen Gefühle auszuweichen. Man sah,

daß auf zu großen Flächen von einem der Abglättung bedürfenden und dafür höchst empfänglichen Stoffe die Glanzlichter sich vervielfältigen, hiedurch dem Auge lästig werden, den Gesammteindruck stören, die Aufmerksamkeit zerstreuen müssen. Schon aus diesem Grunde ist das berühmte mantuanische Gefäß kein Werk, weder der ältesten, noch der besten Zeit des Alterthumes. Doch behielt ich's lebhaft im Andenken, weil diese Arbeit mir zuerst den Blick eröffnete in jene gleichmäßige Beendigung aller Theile des Ganzen, welche in keiner, sogar nicht in den spätesten Kunstleistungen des Alterthumes so leicht vermißt wird. Ich begann zu ahnden, was es bedeute, mit sich selbst und mit dem Zeitalter, dem man angehört, aus einem Stücke, einem Gusse zu seyn. Denn es ist jenes Etwas, welches, selbst bey geringem Kunstwerthe, den antiken Sachen einen den Neueren unerreichbaren Reiz verleiht, nichts Anderes, als das Ergebniß nie abschweifender Aufmerksamkeit auf das Eine, welches man gerade sich zum Ziele gesetzt.

Die Anlage der Gallerie zu Salzdahlum zeichnete sich aus durch ein schönes Verhältniß und vie-

len Wechsel in der Form und Größe der einzelnen Behältnisse. Man trat zuerst in einen hohen, ziemlich breiten Saal, in welchem Bilder von größerer Ausdehnung aufgehängt waren. In diesen fiel das Licht durch zwey, in ansehnlicher Höhe einander gegenüber liegende Fensterreihen. Die Breite des Saales verminderte den Uebelstand der Lichtdurchkreuzung, den man bey den alten Gallerieen zu Cassel und München mit Grund getadelt hat. Es folgten Cabinette und Seitengallerieen, deren volles und nahes Seitenlicht die kleineren Bilder ebenfalls in ihren besten Vortheil setzten.

Dieses vortrefflich entworfene, doch nur in Riegelwänden ausgeführte Bauwerk ist später abgetragen worden; und es befinden sich die Gemälde, so viele, als der engere Raum hat fassen können, gegenwärtig im braunschweigischen Museum. Ich habe neuerlich die alte Bekanntschaft wiederum angefrischt, mich des großen Reichthumes an vortrefflichen Bildern besonders der holländischen Schule innig erfreut und die Gefälligkeit des einsichtsvollen Vorstehers dieser Sammlungen mit Dankbarkeit zu rühmen.

Unter so vielen alten Bekannten überraschte mich der berühmte Giorgione, Adam und Eva, stehende, lebensgroße Figuren. Dieses Gemälde, welches früher der salzdahler Gallerie war entzogen worden, sah ich nun hier zum ersten Male. Ein vortreffliches Werk; doch zeigt das Antlitz Evens das bekannte Modell des Palma il Vecccchio; ist die Carnation nicht venezianisch, sondern gelbtönig, wie die seinige; ist der Farbenkörper nicht rauh und mit dem Borste aufgetragen, sondern glatt angedrückt und sehr verarbeitet. Da Palma il Vecchio höchst selten in so großen Dimensionen gemalt, oder an das Nackte sich gewagt hat, so dürfte dem Preise des Bildes durch Umstellung des Namens nicht so gar Viel entzogen werden.

Doch war ich im Begriffe von einer frühen Reise nach Italien zu erzählen und den Standpunct anzudeuten, den ich als Kenner einnahm, wenn ich's war; denn über nichts in der Welt ist es leichter sich durchaus zu täuschen. Gewiß hegte ich in jener Zeit große Ehrfurcht vor den Meinungen, Ansichten und Behauptungen Anderer, was nicht von Sicherheit zeugt, doch mir förderlich war; wie denn

überhaupt die jüngeren Leute irgend ein Mal sich gänzlich hingeben, in Anderen gleichsam untertauchen, sich selbst vergessen sollen. Wer zu frühe sich auf sich selbst beschränkt, wird, ohne deßhalb dem Irrthume minder ausgestellt zu seyn, viel langsamer sich entwickeln, als der glaubenvoll sich Hingebende. Der Grund liegt nahe genug. Absonderung und frühe Selbstständigkeit entstehet theils aus einem zu lebhaften Selbstvertrauen, theils auch aus einem gewissen Vorwalten des Urtheils über das Gefühl und die Phantasie. Einleuchtend aber ist es nicht die Bestimmung des Jünglings, weder in seiner Persönlichkeit vor der Zeit zu erstarren, noch sogleich das poetische Element aus seinem Daseyn ganz zu vertilgen; wie's eintritt, wenn er seinem Urtheile ganz sich hingiebt, dem Fühlen, Glauben und Trauen vorzeitig entsagt.

Bey dem Professor zu Göttingen, Domenico Fiorillo, dessen vornehmlich im Literarischen sehr brauchbare Compilation einer Kunstgeschichte weltbekannt ist, hielt ich mir jenerzeit eine Zeichnenstunde, welche der behagliche und feine Mann durch Erzählen von italienischen Dingen erfreulich auszu-

füllen wußte. Neben den Annehmlichkeiten des Kaminfeuers, der städtischen Anlagen, der bequemen Umgangsformen und ähnlicher Zugaben des Lebens, kam das Wort denn wohl auch ein Mal und das andere auf Werke der bildenden Künste und die Kunst an sich selbst. Fiorillo's langer Aufenthalt zu Bologna und Rom fällt in die Zeit des Battoni. Mit Hingebung hatte er den Ansichten damaliger Künstler sich angeschlossen, daher nur solche Gegenstände mit Aufmerksamkeit angesehn, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im besten Geruche standen. In seiner ganz abgesonderten Lage war er auf dem Puncte stehen geblieben, welchen in seiner Jugendzeit die Italiener gerade besetzt hielten. Mit diesen hatte er für Battoni gegen Mengs Parthey genommen; es war zugleich rührend und lächerlich, die Lebhaftigkeit zu sehen, mit welcher Fiorillo, nach fünfzig Jahren, jenen selbst in Italien längst vergessenen Ehrenkampf darstellte, und die Feinheit, mit welcher der Halbitaliener für seinen Landsmann noch immer alle Stimmen zu gewinnen suchte.

Noch zarter drückte er sich aus, wo auf irgend

eine Weise Winckelmann's gedacht werden mußte; doch errieth man, daß er auch auf diesen einen Theil seiner unschuldigen Animosität übertrug. Unstreitig mußte es ihm erscheinen, als sey Winckelmann in den Fehler verfallen, überall zu weit auszuholen. Von Idealen sprach allerdings auch Fiorillo; allein er verstand bey dem Worte eben nur eine gewisse ästhetisch ermäßigte Naturverläugnung, oder jenen sonderbaren Begriff, welcher dem Manierismus zum vorgewendeten Grunde und zur Beschönigung gedient. Winckelmann's Ableitung der Ideale aus einer besondern Erhebung der Seele mußte ihm daher lästig fallen, wohl auch als ganz widersinnig erscheinen. Denn sein Schönheitssinn reichte nur bis auf die Oberfläche der sinnlichen Erscheinung, erreichte etwa noch jenen in einem andern Verstande sinnlichen Kützel, den üppige Vorstellungen mittelbar durch Aufregung der Einbildungskraft hervorrufen. Allein eben diese Empfänglichkeit für Reize des Tones, der Harmonie, der Pinselführung, des Schmelzes und Formenspieles war in ihm von einer südlichen Feinheit, wie denn überhaupt sein ganzes Wesen voll Eleganz.

Jenerzeit hätte kein Umgang mir zuträglicher seyn können, als der seinige. Während er in den Kunsteindrücken dem rein Sinnlichen nicht allein sein großes Recht gewährte, nein selbst es mit Grazie empfahl und herauszeichnete, stärkte er mich wenigstens von dieser einen Seite gegen den schon hereinbrechenden Andrang neuer Lehren. Denn gerade damals begann die literärische Welt, von verschiedenen Ansichten ausgehend und ebenso verschiedene Autoritäten vorschützend, den bildenden Künsten den Werth ihrer Kunst streitig zu machen. Für einige Zeit verloren die Worte: **arte, affaber, non infabre**, und was im Griechischen dasselbe bedeutet, sogar bey den ästhetischen Archäologen ihren Sinn. Also war es wenigstens consequent, auch in Dingen der neueren Kunst sehr Viel und bisweilen Alles in die Begriffe: Gegenstand, Idee, Sinn, Bedeutung, und überhaupt in Solches zu legen, was in der Kunst nicht der Kunst selbst angehört, sondern nur als Stoff und Anregung in sie hinübergezogen wird. Als Symptom der zunehmenden Verbreitung dieser Auffassungsart meldete sich gleichzeitig eine lebhafte Nachfrage nach Copien gerühm-

ter Gemälde, verbunden mit Geringschätzung solcher Originalwerke, welche nur aus sich selbst erklärt und verstanden seyn wollen. Was in den Kunstwerken unmittelbar aus dem Gefühle, aus der Geistes- und Sinnes-Art des Künstlers entspringt und ausströmt, dasjenige, was der ächte, lebenvolle Kunstfreund die Originalität nennt und bey diesem Namen zu denken und zu würdigen weiß, bleibt der Copie meist unerreichbar; woraus folgt, daß wer mit diesem sich begnügt, für jenes aller Empfänglichkeit entbehren muß.

Allerdings fällt die erste Anregung der Gegenstandsansicht in eine noch frühere Zeit; doch ward sie eben damals von den weimarischen Kunstfreunden zuerst in einem weiteren Umkreise verbreitet und in der Folge dauernd von ihnen begünstigt.

Ich begann nunmehr mit den Schriften dieser Vereinigung mich bekannt zu machen. Die schon „vorübergezogenen" Horen habe ich später mir angesehn und besonders die speculativen Aufsätze Schiller's genutzt, welcher auf bestem Wege war und, glücklicher Weise, bey seiner höchst eingeschränkten Kunde, durch Besonderes und Einzelnes vom Allge-

meinen nicht abgelenkt wurde, welches ihm zugänglich war. Hingegen machten damals die Propyläen mit den gleichzeitig hervorgetretenen Preisaufgaben und Kunstausstellungen in ganz Deutschland das größte Aufsehen. In dem Maße fehlte es zu jener Zeit an Ermunterungen zu eigener Leistung, daß nicht zu ermessen ist, wie Viel jene vorübergehende Aufregung mitgewirkt, die später eingetretene Thätigkeit hervorzurufen, wenigstens die Menge für sie empfänglich zu machen. Ein großer Geist, dessen Kraft, Anmuth, Schönheit, bereits als eine überlegene aufzufallen begann, legte auf die bildenden Künste Gewicht, sprach mit Zuversicht aus, daß sie von Neuem aufblühen werden, müssen. — Lebhaft erinnere ich mich der Wirkung seiner Stimme auf die öffentliche Meinung. — Indeß zeigte der Erfolg sehr bald die Unzulänglichkeit der vorräthigen Mittel, das Schwankende des ausgesteckten Zieles; und allgemach kamen die Ausstellungen der Kunstfreunde wiederum in Vergessenheit.

Mit den Vereinen jeglicher Art hat es eine ganz eigenthümliche Bewandtniß. Ihr Gegner weiß nie recht sicher, wohin er zielen, auf wen er treffen

solle, weil Alle gleichsam für einen Mann stehen, Jeder bemüht ist, die Schwächen seines Verbündeten zu decken und zu beschützen. Es entstehet daher oftmals ein gewisses blindes Dareinschlagen, wie in den Dorfschenken, wann es auf die Neige geht. So hat denn auch Göthe, welcher unstreitig die Kunst hat fördern, den Künstlern nützen wollen, bey diesen für Solches, was unter seinem Schutze und mit seiner Einwilligung unternommen schien, einige Ungunst auf sich gezogen, auf welche in seinem Leben, doch ohne Bitterkeit, hingedeutet wird.

Wie die bildende Kunst auf einen Geist, wie Göthe's eingewirkt, wie sie in ihm sich abgespiegelt habe, war und bleibt eine große Merkwürdigkeit. Empfänglichkeit für den Reiz und die Bedeutung von Gestalten der Natur, wie der Kunst, war in seine Geistesart so genau und innig verwebt und eingeflochten, daß, Göthe'n ihrer beraubt zu denken, unmöglich ist. Sein Leben, seine vielseitigste Fruchtbarkeit zeigt schöner, als irgend eine andere persönliche Erscheinung der letzten Zeit, die Nothwendigkeit, die Unersetzlichkeit jenes Sinnes, sobald man nicht bloß darauf ausgeht, dem Menschen ab-

gelösete Kenntnisse und Fertigkeiten beyzulegen, vielmehr ihn vollständig und zu einem harmonischen Ganzen auszubilden. Also mögen etwa in ihren Ansprüchen und Interessen von ihm verletzte Künstler und Kunstfreunde nie aus den Augen lassen, daß Göthe in seiner dichterisch-philosophischen Ausbildung der Kunst und allem sie Angehenden vor der Welt das ehrenvollste Zeugniß abgegeben, und durch Lehre und Beyspiel einer ganz von ihr abgewendeten Zeit für sie die größte Achtung mitgetheilt. Andrerseits ist freylich auch nicht zu läugnen, daß seine historischen Kenntnisse und technischen Einsichten weder sehr mannichfaltig, noch selbst zusammenhängend waren; daß er in seinem langen Leben für die Kunst nie einen ganz festen Standpunct gewonnen, häufig dem Einflusse niedriger gestellter Kunstfreunde sich hingegeben hat, daher nicht selten in Widersprüche und Schwankungen verfallen ist, welche in dieser Beziehung seinem Ansehen schaden mußten. Denn Eigensinn und Hartnäckigkeit gilt bei den Meisten für Sicherheit; diese wiederum für das Symptom guter Begründung der Principien, Meinungen, Ansichten,

welche man gerade zur Schau trägt. Ich selbst hingegen vermisse zwar in Göthe's gelegentlichen Aufwallungen für scheinbar einander ganz entgegengesetzte Erscheinungen jenen allgemeinen Standpunct, welcher alles Untergeordnete an seiner Stelle und in seinem rechten Werthe zu sehen gestattet; verkenne auch nicht eine gewisse Schwäche und Nachgiebigkeit gegen Personen, welche gerade auf ihn einen längeren, oder auch nur vorübergehenden Einfluß erworben; kann jedoch nicht umhin, anzunehmen: daß etwas Tieferes jenen scheinbaren Schwankungen zum Grunde liege. Denn verfolgen wir seine Aeußerungen über die Kunst und ihre Werke von jenen leichten, auf das holländische Wesen zielenden Andeutungen im Werther, von dem hymnusähnlichen Lobe Erwins und Aehnlichem der früheren Zeit bis zu den allerspätesten in seiner Lebensbeschreibung; so zeigt sich in ihrer Gesammtheit das Gefühl, vielleicht der geheime Gedanke: daß Jegliches, worin der menschliche Geist sich verkündet, welcher Zeit und Schule es nun auch angehöre, stets Beachtung verdienen, gebildete Seelen anziehen müsse.

Wie viele und welche anderweitige Kunstfreunde

an dem Vereine Theil genommen, ward meines Wissens nie ganz deutlich ausgesprochen; doch ist es bekannt, daß in dessen Angelegenheiten Niemand jemals entschiedener und thätiger gewirkt habe, als Hofrath und Professor Heinrich Meyer, Göthe's vieljähriger Hausfreund.

Diesem Kunstfreunde war und ist nicht abzusprechen, daß er Vieles, und davon Manches mit lebhafter Theilnahme gesehen, darüber ernstlich nachgedacht, auch gelesen hatte. Göthe, noch mehr Schiller, erblickten daher in ihm gleichsam ein Repertorium von mancherley ihnen fehlender, oder doch nicht gleich gegenwärtiger, historischer Kunde und technischer Einsicht. Als ein solches haben sie (aus dem bekannten Briefwechsel zu schließen) ihn benutzt, und vergeltend ihn angeleitet, seine eigenen Bemerkungen und Gedanken auf eine anstandvolle und schöne Weise schriftlich auszudrücken. Allein es schützte ihn ihre Gunst nicht vor jener frühe in der Stille sich vorbereitenden, bald laut ausbrechenden Auflehnung der Männer eben des Faches, in welchem er ein vorwaltendes Ansehen sich anzumaßen schien. Den einen dünkte seine hi-

storische Kunde zwar reichhaltig, doch weder umfassend, noch erschöpfend; den anderen, besonders seinen römischen Zeitgenossen, die technische Erfahrung und Einsicht darauf gegründeten Ansprüchen nicht völlig angemessen. Gewiß fehlte es ihm an einem allgemeinen, über das Einzelne sich erhebenden Standpuncte, oder an wahrhaft wissenschaftlichem Geiste; allein auch an jener schöpferischen, hervorbringenden Kraft, deren Besitz den Theoretiker allein in den Stand setzt, über das schon Erlebte und Vorübergegangene hinauszudenken. Unter diesen Umständen war Meyer zwar geeignet, nützliche Anregungen zu verbreiten, doch nicht, den herrschenden Ton anzugeben oder seine Zeitgenossen zu lenken.

Auch bey mehr innerem Berufe und äußerer Vorbereitung würde der Verein nicht leicht für lange Zeit in der Beherrschung deutscher Kunstbestrebungen sich behauptet haben. Es fehlt in Deutschland an einem Mittelpuncte, in welchem das Verschiedene und Entgegengesetzte sich ausgleichen, Meinungen und Grundsätze sich bilden, und von ihm in die entlegeneren Theile des Ganzen zurückströ-

men könnten. Daher wird noch für lange eine gewisse geistige Unabhängigkeit und, wo die Selbstständigkeit fehlt, wenigstens der Wunsch nach ganz ungebundener Geistesentwickelung unsere Nation von den benachbarten unterscheiden. Die Kunstfreunde sollten es an sich selbst in Erfahrung bringen, daß unter uns keine Art der geistigen Ueberlegenheit, wenn man sie anders festzuhalten wünscht, ihr Selbstbewußtseyn verrathen, zu laut es aussprechen dürfe.

Ich kann hier nicht wohl umhin, eines Versuches der Kunstfreunde zu erwähnen, mit mächtiger Hand in dem Besitze ihres schon wankenden Ansehens sich zu behaupten; jenes Absagbriefes an ihre etwas jüngeren Zeitgenossen, durch welchen sie dem Fasse den Boden vollends ausgeschlagen, sich alles ihnen noch übrigen Einflusses beraubt haben. Ueberhaupt kann man Irrthümern nicht besser Vorschub leisten, als indem man deren Behauptung zu einer Ehrensache macht, die Persönlichkeit für sie interessirt. Schon in dieser Beziehung haben die Kunstfreunde gefehlt. Waren sie nun zudem nicht so durchaus im Rechte, als sie

gewähnt, fügten sie zu der unnöthigen Verletzung des Selbstgefühles auch unbegründete Angaben; gingen sie nicht so tief, daß man hätte sagen können, sie kämpfen für eigentliche Principien; drehte sich am Ende Alles um die Frage, für welche Epoche und Richtung des allgemeinen Kunstgeschmackes, ob für die grünen oder die blauen man Parthey nehmen solle; so erklärt es sich, daß ihre Polemik keinen anderen Erfolg gehabt, als den, zu befestigen, was sie erschüttern wollten.

War das Ziel der Kunstfreunde in der That kein anderes als die Förderung der Kunst, die Verbreitung einer gewissen Empfänglichkeit für deren Werth; so durfte es ihnen gleichgelten, ob es auf der Bahn erreicht werde, welche sie vorgezeichnet hatten, oder auch auf jeder anderen. Allein, als sie sahen und erlebten, daß in den bildenden Künsten, von ihrem Einflusse unabhängig, in der Erfindung, im Technischen, ja in jeglicher Beziehung ein Fortschreiten zum Besseren eingetreten war, da übermannte die Kunstfreunde ihre Empfindlichkeit; obwohl ich glaube, daß sie über den rechten Beweggrund der bekannten Schrift: Neudeutsch=religiös=patriotische Kunst, sich getäuscht,

ihn vielmehr in der Ueberzeugung gesucht haben, daß nur auf ihrem Wege in der Kunst Erfreuliches könne geleistet werden.

Mit unverzeihlicher Willkühr gehen die Verfasser der bezeichneten Schrift von der Voraussetzung aus: daß in den Bestrebungen und Richtungen der Künstler unserer Zeit beyweitem mehr Einförmigkeit und Uebereinstimmung stattfinde, als nach den äußeren Verhältnissen möglich und denkbar ist. Es giebt bey den Künstlern unserer Tage viele einander ganz entgegengesetzte Richtungen und selbst bey denen, welche im Ganzen übereinzustimmen scheinen, unzählige Abstufungen und Uebergänge, welche dem strengen Gerechtigkeitssinne verbieten, über sie im Großen und Allgemeinen abzusprechen. Dieses festgestellt, bleibt uns zu untersuchen, ob die Kunstfreunde die Richtung, welche sie bestreiten, mit hinreichender Gründlichkeit historisch abgeleitet; ferner, ob sie in der Prüfung und Beurtheilung eben dieser Richtung deren wahre Schwäche getroffen, oder sie verfehlt haben.

Ich glaube zu sehen, daß jene Regsamkeit in Dingen der Kunst, welche seit einigen Jahrzehnten

die Deutschen ergriffen hat, aus dem gleichzeitigen Hervorbrechen glücklicher Geistesanlagen, aus fortgehender Annäherung an die Natur, aus dem Wetteifer bey vermehrter Gelegenheit zur Arbeit, schon ganz überzeugend sich erklären lasse. Indeß sollte der Grund dieser Thätigkeit oder auch der Wendung, welche sie genommen, nun auch wahrhaft, allein in einer neuerlich aufgekommenen Beachtung und Nachahmung der Denkmale mittler Zeiten aufzusuchen seyn; so wird man doch, um den Ursprung dieser Wendung des Geistes gehörig zu ermitteln, um Vieles höher hinaufsteigen müssen, als es den Kunstfreunden gutgedünkt. Denn es hat die Vermuthung, daß von den Meistern der neueren Vorzeit ungemein Viel zu erlernen sey, in Italien um funfzig Jahre früher sich gemeldet, als bey uns. Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sprach zu Florenz der Probst Gori an mehr als einer Stelle von den Bildern auf Goldgrund ganz, wie einst Pausanias von den ältesten Götterbildungen der Griechen. Gleichzeitig äußerte zu Bologna der alte Zannotti den vielleicht schon seit Anfang des Jahrhunderts gehegten Wunsch,

alle die manierten Arbeiten ganz moderner Künstler verbrannt zu sehn, damit die Kunst wiederum bey Giotto fromm und einfältig beginnen und, der Natur nachgehend (s. lett. sulla pitt. etc.) allmählich wiederum zum Vortrefflichen sich erheben könne. In der Folge sprach Lanzi in den Einleitungen zu seiner Kunstgeschichte das Paradoxon rein heraus: daß neuere Künstler wohlthun werden, mit der Nachahmung der ältesten, einfachsten Gestaltungen der Kunst ihre Laufbahn anzuheben. Der letzte dieser Schriftsteller hat vor etwa fünfunddreißig Jahren bey den Deutschen, welche damals in Rom studirten, zuerst für die Kunst des Mittelalters diejenige Achtung, bald Verehrung angeregt, welche die Kunstfreunde unter die früheften Symptome der bevorstehenden Umwälzung versetzen. Auch Hofrath Meyer arbeitete damals an Schilderungen des Bellino, Mantegna und Perugino, während August Wilhelm von Schlegel den Carlo Cignani besang, Ludwig Tieck noch am Watteau Gefallen trug.

Ungefähr um diese Zeit begann man die Poesie und allgemeine Auffassungsart des Mittelalters zwar nicht dem classischen Alterthume, doch immer dem

Zeitalter Ludwig XIV. und dessen mehrfältigen Nachwürkungen entgegenzustellen. Nach Abwerfung vieler Uebertreibungen und Einseitigkeiten ist diese Sache auf eine wesentliche Erweiterung des allgemeinen Gebietes geistiger Beziehungen ausgeschlagen, welche Niemand nicht gern sich gefallen ließe. Auch hat die Ablenkung der Aufmerksamkeit von jener früher so beliebten französischen Muse unstreitig in den bedenklichsten Zeiten, einer widerstandlosen Hingebung in den französischen Einfluß trefflich entgegengewirkt; weßhalb ich jenes Paradoxon für eine Inspiration des deutschen Schutzgeistes zu halten sehr geneigt bin. Auf der anderen Seite hatte jenes Wesen, welches man den Romanticismus nennt, die nachtheilige Folge, daß häufig die aufstrebende Jugend darin die Aufforderung zu erblicken glaubte, den classischen Studien, welche schon ungleich früher durch das Realwissen, die Nützlichkeitslehre und Aufklärung sehr tief untergraben waren, nunmehr vorübergehend durchaus zu entsagen. Von dieser Phantasterey mußte nun allerdings Einiges auch auf die bildenden Künste übertragen werden. Die Kunst lebt mit den Men-

schen, kann so wenig ihren Thorheiten sich ganz entziehen, als ihren helleren Stunden. Doch als Zeitgenosse und Augenzeuge muß und darf ich betheuern, daß vor jener Anklageschrift der Kunstfreunde zu Rom, wo damals viele der schönsten Talente vereinigt und im erfreulichsten Wetteifer begriffen waren, Aller Wünsche allein dahin ausgingen, dem großen Zeitalter Raphael's, Buonarota's, Tizian's, möglichst nahe zu kommen. Nur in der Bizarrie von Bekleidungen und Kopfbedeckungen verrieth sich eine gewisse noch immer sehr allgemeine Bekanntschaft mit älteren Kunstformen; Nachahmung darf ich nicht sagen, weil diese Seltsamkeiten, wo sie vorkamen, doch meist der eigenen Laune und Erfindungsgabe der Künstler ausschließlich angehörten.

In der Folge, ich muß es zugeben, zeigte sich bisweilen bey Künstlern der zweyten und dritten Generation eine weit entschiedenere Neigung zur Bizarrie; ich möchte sagen, die Neigung, sogleich, nach Göthe's Worten, vertrocknet aufzugehn. Doch sind die Erscheinungen dieser Art nicht durchhin aus Nachahmung und angenommener Manier zu erklä-

ren; häufig entspringen sie erweislich bloß aus technischer Ungeschicklichkeit, oder aus einer gewissen, dem Zeitalter auch in anderen Beziehungen eigenthümlichen Lahmheit im Betreiben alles dessen, was dem Künstler nun einmal unerläßlich zu wissen und zu können nöthig ist; bisweilen geradehin aus jenem mißverstandenen Idealismus, welcher Beobachtung und Erfahrung durchaus verschmäht, als wenn die Erfahrung, weil sie für den Dummkopf stets verloren ist, nun deßhalb auch für das Genie, oder für die Entwickelung großer Geistesanlagen, ganz ohne Werth seyn müsse. In keiner Beziehungsart des menschlichen Geistes hat mißverstandener Idealismus seit dreyhundert Jahren größere Verwüstungen angerichtet, als in dieser, welche man die bildenden Künste nennt. Denn in jeder anderen rennt man ungesäumt gegen Thüren und Wände an, sobald man recht consequent dem Subjectiven sich hingiebt, das Objective ganz ausschließt; in dem luftigen Gebiete der Kunst hingegen giebt es nirgendwo feste Körper, an welche man sich stoßen und beschädigen könnte; da kann man langezeit mit dem Brette vor Stirn und Augen umherlaufen

ohne seines Irrthumes inne zu werden. Die Kunstfreunde dürften Mühe haben, den Einwurf zu beseitigen: daß sie von Anbeginn ihrer Stiftung nichts gethan, um zu ernstlichen Naturstudien, lebendiger Beobachtung des Umgebenden und zu technischer Rüstigkeit die Jugend zu ermuntern und anzuleiten; daß sie im Gegentheil den falschen vom Studio ablenkenden Idealismus durch neue und glänzendere Gründe ihren Lesern und Schülern empfohlen haben; daß sie demnach an jenen Selbstverkümmerungen sehr wohl ihren Theil der Schuld tragen mögen. Allein auch auf andere Weise haben sie dem Uebel, welches sie bestritten, vielmehr Vorschub geleistet. Es ist ein alter Spruch, daß man den Teufel nicht an die Wand malen solle; und etwas der Art ist es, wenn die Kunstfreunde Leistungen, welche sie bey freyer Laune mit Jubel dürften begrüßt haben, in ihrer Verstimmung eben jener Mängel anklagten, welche nach der Hand ernstlich eingetreten sind.

Unter allen Umständen ist der Kampf der Kunstfreunde mit ihren jüngeren Zeitgenossen kein Kampf um Principien. Was der eine Theil angreift, der

andere vertheidigt, geht nicht sehr tief zurück in den Ursprung der Dinge; es ist nur: was man darstellen, welches schon Dargestellte man nachahmen solle. Also ordnen sich beide Partheyen ebenmäßig demselben Princip unter, welches die Kunst außerhalb der Kunst in ihren Gegenständen sucht. Es dürfte nicht leicht ein gleich müssiger Streit erdacht werden können, als dieser über den besten Gegenstand der Kunst, da allgemeinere Zeitverhältnisse, Geschichte, Religion, Richtung der Geistesbildung, selbst die Laune des Abnehmers, Solches, was man hier den Gegenstand nennt, der Kunst stets gebieterisch aufdrängen. Ja, wehe der Kunstepoche, in welcher der Künstler seine Gegenstände aus den Fingern saugen muß, oder sie zugetheilt erhält von Akademieen und anderen moralischen Körpern, denen weder an dem Gegenstande selbst, noch an dem Gelingen seiner Darstellung, ernstlich genommen, wenn auch nur das Geringste gelegen ist. — In der Dresdener Gallerie ist ein allerliebstes Bild zu sehen, die Malerstube des Franz Mieris. Er hat eben ein schon vorgerücktes Bild in Arbeit, seinen Stuhl aber einem Liebhaber eingeräumt, wel-

cher das Gemälde mit Blicken ansieht, welche Verwunderung, Prüfung und ein unermeßliches Verlangen ausdrücken, es zu besitzen. Dieses Stück erfüllt mich stets mit tiefer Rührung; es erinnert mich an den letzten jener Zeitabschnitte, in welchen der Künstler noch ein wahres, inniges, herzliches Verlangen zu befriedigen hatte; wonach gilt mir an dieser Stelle gleich. Möchten die Künstler, möchten ihre theoretischen Gönner doch häufig diesem Bilde ein Auge schenken, daraus lernen, daß es für alle Theile ersprießlicher seyn dürfte, jenen thörichten Streit über den besten Gegenstand fallen zu lassen, hingegen sich zu bemühen der Menge genehm zu werden, sie zu gewinnen und in sein Interesse zu ziehen, indem man, statt ihr aufzudrängen, was sie nicht will und mag, vielmehr darstellt, was sie begehrt, und wie sie's begehrt. Es ist dieser einer jener Fälle, in denen es mit einigem Rechte heißen kann: vox populi, vox Dei.

In der Kunst ist jegliches Vortreffliche nothwendig auch ein Schönes; es hat daher auf den ersten Blick den Anschein, als müsse die Theorie, welche

nach der Schönheit sich benennt, auch das Rechte wollen, vielleicht selbst zeigen, auf welche Weise es zu erlangen sey. Indeß hat die Schönheitstheorie ganz im Gegentheil in der Production des Schönen den Künstler aufgehalten, indem sie vom Produciren an sich selbst eine falsche Vorstellung aufgefaßt, und gelehrt hat, das Schöne in der Kunst entstehe aus dem Wiederabdrucke des Eindruckes irgend eines außerhalb der Kunst gelegenen Schönen. Vom Schönen selbst hatte man, zwar auf sehr verschiedene Weise aufgefaßte und ausgedrückte, doch immer nur ganz empirische Begriffe zur Hand. Niedrigkeit und Verworrenheit lieben gleich sehr in Schwulst sich einzuhüllen; daher bey Begriffen, welche nie über die beschränkteste Erfahrung sich erheben, so viel von Gott die Rede ist; als wenn Gott der Schönheit allein angehörte und sonst nirgendwo anzutreffen wäre! — Zum allgemeinen Begriffe der Schönheit, als einem primitiven, rein geistigen, jegliches ihm Untergeordnete aufnehmenden, aber an seine Stelle verweisenden, schien langezeit Niemand hinansteigen zu wollen. Und dennoch ist, ohne diesen Begriff rein aufgefaßt zu ha-

ben, weder aus dem Gedränge des einzelnen Schönen herauszufinden, noch über die Production des Schönen in der Kunst etwas halbhin Genügendes zu lehren.

Der Begriff der Schönheit ist ein sehr allgemeiner, sehr umfassender; weil so Viel ihm unterzuordnen ist, hat man, sogar ohne zu wissen, woher und wohinaus, doch mit dieser Materie so viele Bücher ausgefüllt. Allein aus eben dem Grunde ist er ein höchst einfacher, in dessen äußerer Begrenzung ablenkende Ungehörigkeiten einzuführen, sich unmittelbar durch Verwirrung bestraft. Man soll ihn übrigens, weder aus vereinzelten Erfahrungen ableiten, noch ihn construiren wollen, sondern ihn suchen im Bewußtseyn, in welchem er niedergelegt ist. Er ist, gleich den Begriffen der Wahrheit und des Wesens, eine jener Grundformen der geistigen Anschauung, welche den vernünftigen Wesen angeboren sind; welches letzte Niemand befremden sollte, wenn er dem thierischen Zustande den Instinct einräumt.

Denn ich verstehe hier nicht etwa jene Undinge, welche ein beschränkter Schülergeist, der Geist des

Nachbetens, aus den Winken aller Weltweisen hervorgedeutet und bis zum Ueberdrusse wiederholt hat. — Es ist allerdings nicht so leicht, dem Sokrates zu folgen. Er besaß eine unerschöpfliche Ader von Ironie und poetischer Phantasie, gaukelte hier mit anmuthigen Bildern, wendete dort seinen Witz gleich sehr gegen mystischen und sophistischen Unsinn. Allein wo er im Ernste redet, zum Beyspiele im Meno, zeigt es sich deutlich, daß seine angebornen Begriffe, Begriffe und nicht sich individualisirende Vorstellungen waren. — Angeborene Ideen aber mit Nasen, Ohren, Armen, Beinen und — —, wie unsere rhetorische Kunstgelehrte sie aus dem Plato erweisen wollen, sind an sich selbst ein Unsinn, und in Bezug auf die Autorität, welche man anführt, eine Verläumdung. Auch wenn die Citationen richtig und in ihrer Verbindung verstanden wären, müßte ein solcher Kinderglaube an die scholastische Philosophie des Mittelalters erinnern, in welcher Autoritäten nicht selten für Gründe galten. Wozu die Sinnen, wozu die Erfahrungen, welche sie uns zuführen, wenn unser geistiges Daseyn schon in sich vollendet in die Welt einträte,

der Entwickelung und Zeitigung durch äußere Umstände durchaus nicht bedürfte? Sind die Erfahrungen etwa ein bloßer Pleonasmus der Natur? — Und wenn nun auch, wer mit großen Fähigkeiten, oder mit sehr lebhaften und aufgeweckten allgemeinen Grundbegriffen der oben bezeichneten Art, geboren ist, aus weniger zahlreichen und weniger bedeutenden Erfahrungen mehr Vortheil zu ziehen weiß, als der Dummkopf jemals aus den wichtigsten; folgt daraus, daß er der Wahrnehmung und Erfahrung durchaus entbehrt habe? Wo denn ist das Beyspiel einer rein subjectiven Geistesentwickelung? Wird nicht jeder, welcher es über sich selbst gewinnen kann, dem hohlen Geschwätz und Wortschwall für einige Minuten zu entsagen, sich selbst in seiner fortschreitenden Entwickelung beschauend, einsehn müssen, daß sein geistiges Leben eine nicht abreissende Verkettung ist von Aufnehmen und Verarbeiten, von Geben und Wiederaufnehmen? Ist es denn so erfreulich, in der Kette der Dinge sich selbst als ein davon abgerissenes Glied zu denken? Ist es denn so unerfreulich, dem großen Ganzen durchaus anzugehören, in und mit ihm zu leben,

aus ihm sich täglich zu verjüngen? — Ich dächte, nicht.

Diese Apostrophe bezweckt, die classisch gebildeten und belesenen Kunstschriftsteller zu warnen. Mögen sie aufhören, den Künstler, welcher bisweilen auf sie horcht, durch die übliche Phraseologie der modernen ästhetischen Kunstsprache in das Garn zu locken, sie zu verleiten, in künstlerischer Beziehung ihrer Subjectivät in einem Maße sich hinzugeben, als welches ihre literärischen Freunde im eignen Fache nur für Indolenz und Faulheit nehmen und niemals sich selbst verzeihen möchten. Was dem einen recht, ist auch dem anderen billig.

Der Begriff der Schönheit also ist ein reiner Begriff; keine Vorstellung, in welcher dieses oder jenes andere Schöne anschaulich sich abspiegele. Er ist ein sehr abstracter Begriff; denn er abstrahirt sowohl vom Wesen, als von der Wahrheit, und beschränkt sich durchaus auf den Schein; nimmt auch diesen nur insofern auf, als er zum Gefühle in einer günstigen, erfreulichen Beziehung gedacht werden kann. Die äußere Grenze des Begriffes der Schönheit wird demnach in den Worten: Er-

freulichkeit des Scheines, oder des Anscheines, sehr scharf und ohne Beymischung von Solchem ausgesprochen seyn, was die Untersuchung des in ihm Enthaltenen, ihm Untergeordneten gleich von Anbeginn verwirren könnte.

Bemerkung. Das concrete Schöne kann freylich, in anderer Beziehung, theils als ein Wesenhaftes, also Nützliches, theils auch als ein Wahres aufgefaßt und gedacht werden. Wird nun dennoch in den ästhetischen Schriften das Nützliche und Wahre oftmals vom Schönen ausgeschlossen, so erklärt sich dieses hinlänglich aus jenen Oscillationen vom Concreten zum Abstracten und umgekehrt, in welchen die Untersuchungen dieses Gegenstandes schon seit langer Zeit befangen sind.

Welcher Glückliche könnte bey einem wahrhaft allgemeinen Begriffe sich begnügen, bey ihm stehen bleiben? Nein, man sucht und begrenzt solche Begriffe allein zu dem Zwecke, um, wie jener alte Weise sagt, zu finden, was ihnen untergeordnet, was darin enthalten ist. Der unsrige theilt sich zunächst in drey Begriffe, welche aus dem Subjectiven, das ist, aus den Gefühlsarten, auf welche

die Schönheit einwürkt, unmittelbar sich ergeben und, so nothwendig, als der Begriff der Schönheit selbst, gleich diesem gesucht und gefunden, nicht gemacht sein wollen.

Der menschliche Geist, ja sogar die Aesthetiker, wann es sie überrascht, menschlicher, als systematisch zu denken, unterscheidet im Schönheitsgefühle folgende Stufen. Zuerst, die rein sinnliche Erregbarkeit; des Gehöres, oder Gesichtes. Zweytens, Empfänglichkeit des Gemüthes für allgemeinere Stimmungen vermöge, in der Musik arithmetisch, in den sichtbaren Erscheinungen geometrisch aufzufassende, also überall reine Größenverhältnisse. Drittens, die Erregbarkeit des Gemüthes durch jene schon bestimmteren Vorstellungen, welche in der Musik das melodische Princip, deutlicher jedoch in den sichtbaren Erscheinungen dasjenige zum Bewußtseyn bringt, was gemeinhin Charakter und Ausdruck genannt wird.

Umgekehrt, oder angewendet auf das Objective, lehren diese Unterscheidungen folgende, dem allgemeinen der Schönheit nothwendig untergeordnete Begriffe aufzufassen: die sinnliche Annehmlichkeit;

die Schönheit der Größenverhältnisse; die Erfreulichkeit von intellectuellen und sittlichen Vorstellungen, welche durch sinnliche Erscheinungen mittelbar (durch Anregung der productiven Vorstellungskraft) in der menschlichen Seele hervorgerufen werden.

Diesen Hauptbegriffen ist Vieles untergeordnet, welches ich bereits an anderen Stellen berührt habe. An dieser beschränkt sich mein Vorsatz darauf, zu zeigen, daß, ohne mit jenen allgemeinen Begriffen vorher ins Klare gekommen zu seyn, die Hervorbringung des Schönen nicht gründlich gelehrt werden kann, daher die Schönheitstheorie, so wie sie bis dahin bestanden, ein leerer Anspruch und Name ist.

Begeisterung für den jedesmaligen Gegenstand seiner Darstellung und sogar für die künstlerische Arbeit an sich selbst; Kraft und Ausdauer in dieser Begeisterung, denn ein schnell verloderndes Feuer vermag, vielleicht dem Dichter, doch gewiß dem Künstler nicht auszuhelfen; da hätten wir, kürzlich, was dem bildenden Künstler nicht kann gelehrt, ja nicht einmal eingeflößt werden, weil es das Geschenk, das unerläßliche, höherer Mächte, und da-

her sowohl unergründlich, als dem bloßen Vorsatze unerreichbar ist.

Allein, wie täuscht man sich, wenn man bisweilen wähnt und annimmt, daß man Kunstwerke gleichsam in einem Gusse hinwerfen könne, ohne einlenkende und prüfende Berücksichtigung des Einzelnen! Nein, wie nun auch eine ganz durchgebildete Meisterschaft durch Beschleunigung der einzelnen Thätigkeiten den Anschein hervorrufen kann, als geschehe, was geschieht, ohne Folge, ohne fortgehende Abwägung und Prüfung des Einzelnen; so bleibt solche doch (selbst beym kühnsten Fluge der Begeisterung) der Vollendung, der inneren Gediegenheit unerläßlich. Und dabey kommen jene drey Hauptschönheiten, deren wir oben uns erinnert haben, in nachstehender Folge und abstracter, als dem Künstler selbst gemeiniglich bewußt ist, jede für sich in Ueberlegung. Vor allen, die Vorstellungen, welche er in der Seele des Beschauers anzuregen hofft; dann, die Schönheiten der Größenverhältnisse; ganz zuletzt aber, die sinnlichen Annehmlichkeiten, weil diese in den Kunstwerken einleuchtend stets das Ergebniß der letzten Hand sind.

Es versteht sich, denke ich, daß hier von keiner pedantischen Abgemessenheit die Rede ist und zugestanden wird, daß in hundert Fällen dem Künstler im Einzelnen nachzuholen und nachzuhelfen bleibt. Allein, wer nicht schon beym ersten Entwurfe seines Bildes das Liebenswerthe, Feine und Edle, oder Mächtige, Erhabene, Würdevolle, welches er zu versinnlichen beabsichtet, gesund, stark und männlich gefühlt, sich geprüft hat, ob er nicht unversehens entweder in das Fade und Weichliche, oder in die entgegengesetzte Grimasse hohler Kraft verfallen sey, welches beides verderbten Zeiten nahe liegt; der dürfte zu spät zur Einsicht gelangen, daß er nur einen faulen Kern mit dem Fleische seiner Kunst bekleidet habe. Wer, ferner, nicht schon beym ersten Entwurfe, sey's auf der Fläche, sey's im nassen Thone, den meßbaren Theilen seines Werkes eine befriedigende Anordnung gegeben; im Gegentheil, spätere Nachbesserung sich vorbehaltend, im Einzelnen unleidliche Lagen, Stellungen und Lineamente, im Ganzen Lücken und Ueberhäufungen hat aufkommen lassen; dem wird in der Folge, auch durch Zerstörung schon nutzlos beendigter Theile,

nicht mehr gelingen können, dem Uebel vollständig abzuhelfen. Wer endlich, wie's mir vorgekommen ist, auf seiner Tafel sinnliche Annehmlichkeiten hervorzubringen sucht, schon ehe er die Idee, ehe er die Anordnung ins Klare gebracht; der wird nothwendig zugleich sich fesseln und verwirren, und in keiner Beziehung leisten, was ihm nach seinen Gaben wäre zu leisten möglich gewesen. Auch wüßte ich nicht, weßhalb diese nothwendige Stufenfolge uns befremden, weßhalb sie uns erscheinen sollte, als nähere sie sich dem Mechanismus und beenge den hervorbringenden Geist. Sehen wir denn nicht in der Natur die Pflanze vom Keime zur Blüthe und Frucht eine lange Stufenfolge von Umwandlungen durchlaufen, in deren jeglicher derselbe gemeinsame Lebenstrieb unsichtbar, doch kraftvoll drängt und würkt?

Auch wird aus dieser Stufenfolge der Arbeiten des Künstlers deutlicher werden, wie das Schönheitsbegehren, was man auch dagegen noch immer einzuwenden beliebe, nur an die Fähigkeit und Bildung des Künstlers, an seinen Sinn für Verhältniß, an die Gesundheit und Geübtheit seines Au-

ges, endlich an seine technischen Fertigkeiten und diese bedingenden Einsichten zu richten sey. Ob der Künstler ein wackeres Stück von einem Menschen, ob er was Rechtes wisse und könne, dieß wird die Schönheit seines Werkes wesentlicher bedingen, als sein Gegenstand an sich selbst.

Ich denke nicht, daß irgend Jemand diese Worte so deuten werde, als wolle ich alle schöne Gegenstände verbannt wissen, oder, als halte ich den Gegenstand in Kunstwerken für durchaus gleichgültig. Im Gegentheil verspreche ich mir stets von den schönen Gegenständen das Allerbeste, doch vorausgesetzt, daß sie der Kunstart, in welcher die Arbeit vollbracht werden soll, wohlangemessen seyn, oder ihre äußeren Grenzen, ihre Kraft nicht überschreiten; vorausgesetzt ferner, daß für sie der Künstler, welcher sie darstellen soll, sich herzhaft zu begeistern vermöge und auch das nöthige Zeug besitze, sie gehörig darzustellen. Wenn diese Bedingungen aber nicht erfüllt werden können, giebt der schöne Gegenstand nun einmal unumgänglich ein garstiges Kunstwerk, wie umgekehrt der garstige Gegenstand ein schönes, wenn der Künstler ihm eine

begeisterte Ansicht abgewinnen kann und übrigens so viel Fähigkeit und Bildung besitzt, daß es schon eine Freude ist, zu sehen, auf welche Weise er seine Kunst überhaupt betrieben und angefaßt. Sonderbar, daß eben die Leute, welche mit der Kunst so gar hoch hinauswollen und die Künstler geradehin den Sibyllen und Propheten und anderen unmittelbar von obenher begeisterten Personen gleichstellen möchten, mir doch nicht einräumen wollen, daß in den Kunstwerken deren Schönheit unter allen Umständen ganz das Werk des Geistes sey, der es hervorgebracht!

Es ist der gemeinsame Fehler der Eclektiker, der Compilatoren, Widersprechendes zusammenzustellen, ohne des Widerspruches je inne zu werden. Den ästhetischen kam ihr Gebrauch, das Schöne mit sittlichen, religiösen und mystischen Ansichten in Verbindung zu setzen, aus alten Schriftstellen; hingegen der andere, die Hervorbringung des Schönen in der Kunst als den Wiederabdruck irgend eines schon vorhandenen Schönen darzustellen, aus den vorwaltenden allgemeineren Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts. Diese unlebendige, mechanische

Ansicht der Kunst an sich selbst, diese ist es, welche die guten und lobenswerthen Wünsche Lessing's und seiner Schüler verdammt hat, ganz ohne Erfolg und Erfüllung zu bleiben. Der erste Gedanke zu einem Systeme, welches so viel zweckloses Geräusch gemacht, kommt freylich nicht von ihm, sondern aus Italien; schon Carlo Sacchi und Francesco Albani, Maler des siebzehnten Jahrhunderts, waren darauf verfallen, wie Malvasia in dem Leben des letzten, den er persönlich gekannt, ganz umständlich berichtet. Der Beyfall, dessen die Holländer zu Rom sich erfreuten, die Nachahmung, welche sie auch bey den Italienern erweckt hatten, machte den beiden letzten noch etwas anständigen Repräsentanten der Historienmalerey eine ernstliche Sorge. Sie suchten Gründe, dem Unheil entgegenzuwürken, und glaubten sie in dem höheren Adel der Gegenstände zu finden, welche sie zu behandeln gewohnt waren. Ihre Eigenliebe verhehlte ihnen, daß ihr Grundsatz, ihr Gegenstandsprincip durch eben die Erfahrungen, welche sie beunruhigten, factisch widerlegt und aufgehoben werde. Denn es ward jenes holländische Wesen dazumal auch in

Rom aus keinem anderen Grunde beliebt, als weil darin von den Künstlern dieser Art, bey geringerem Interesse ihres Gegenstandes, doch mehr Geist und Leben dargelegt wurde, als von den historischen und dichterischen Malern derselben Zeitgenossenschaft.

Lessing kann im Malvasia gelesen haben; doch ward er vornehmlich durch jene Paradoxen Winckelmann's in dessen frühester Schrift über die Allegorie so lebhaft aufgeregt, nach demjenigen zu suchen, „was die bildenden Künste zu einer primitiven und selbstständigen Beziehung geistiger Thätigkeiten macht." Einmal veranlaßt, wollte er denn zugleich in Bezug auf die Poesie, welche ihm näher stand und vertrauter war, das bekannte **ut pictura poesis** hinwegräumen.

Auch in der Poesie unterliegt die Schönheit denselben allgemeineren Eintheilungen, an welche wir oben hinsichtlich der Musik und bildenden Künste uns erinnert haben. Sinnliche Annehmlichkeit im Klange, in dem Wechsel und sich anschleifenden Uebergange der Worte. Größenverhältniß, im **numerus**, im Metrischen, in symmetrischen größeren

Abtheilungen, als Strophen, Gesängen und so fort. Sichtlich indeß ist in der Poesie die Erfreulichkeit mittelbar in der Seele angeregter Vorstellungen das vorwaltende Schönheitselement.

Lessing hatte diese Handhabe der ästhetischen Kritik nicht gefunden, sah indeß vermöge seiner ausgebreiteten Kunde im Gebiete der Poesie, daß Dichter in ihren Schilderungen, in ihrer Malerey, höchst sparsam seyn, das Beste der Phantasie des Lesers überlassen müssen; hingegen sententiös, gedankenvoll, tiefsinnig seyn dürfen, weil sie in der Sprache, also philosophisch, sich ausdrücken. Wer sollte ihm hierin nicht beypflichten wollen?

Nun suchte er ferner, was die bildende Kunst zu einer eigenthümlichen, oder, nach seinem Ausdrucke, primitiven macht. Er glaubte Solches in der Schönheit aufzufinden; und in der Hauptsache irrte er sich nicht; denn was könnte in den bildenden Künsten ihr eigenthümlich Vortreffliches Anderes seyn, als Schönheit, da Schönheit Erfreulichkeit des Scheines, die bildenden Künste dessen Hervorbringung sind? — Allein, indem Lessing versuchte, seine Entdeckung theils historisch zu begrün-

den, theils auch an Beyspielen ihre technische Anwendbarkeit zu zeigen, gab er Blößen, verfiel er in Irrthümer, welche festzuhalten keine Art der Pietät entschuldigen kann.

Daß, wie Lessing behauptet, die Allegorie und Symbolik, daß jede nähere oder fernere Beziehung auf das abstracte Gedankenwesen der Sprache, von den künstlerischen Darstellungen des Alterthumes ausgeschlossen blieb, ist falsch; denn es zeigen die Denkmale und Erwähnungen in den Schriftstellern das Gegentheil; auch haben Neuere sich die Mühe genommen, diese Frage in besonderen Schriften zu erörtern. Es ist ein Beweis damaliger Kindheit der ästhetischen Archäologie, daß Winckelmann die Allegorie als einen ganz neuen Kunstweg empfehlen, Lessing aber behaupten konnte, daß solche der alten Kunst sey fremd gewesen. Allein dennoch war Lessing auf der rechten Spur. Denn so innig nun auch Beziehung und Anspielung in die griechische Kunst verwebt war, so möchte doch aus dem gesammten Alterthume kein Zeugniß dafür aufzubringen seyn, daß man jemals in Allegorie und Symbolik den eigentlichen Kunstwerth versetzt habe;

diesen suchte man in der Kunst selbst, vor deren selbstständiger, vom Hineingetragenen unabhängiger Leistung man bis in das sinkende Reich stets die tiefste Ehrfurcht gehegt.

In so weit ist Lessing also noch immer zu vertheidigen. Hingegen verfiel er, bey kaum nothdürftiger Sachkenntniß, in Bezug auf die Kunst überhaupt in zwey gleich bedenkliche Irrthümer.

Die bildenden Künste, erinnert er, stellen ihre Gebilde unmittelbar und dauernd vor den Sinn, was einzuräumen ist; die Poesie hingegen mittelbar und vorübergehend. Allein ganz irrig leitet er aus dieser Voraussetzung seinen Grundsatz ab: die Poesie dürfe auch Unschönes, die bildende Kunst aber nur Schönes darstellen. Denen, welche auf diese Untersuchung nicht tiefer einzugehen geneigt sind, mag seine Deduction allerdings überzeugend und richtig erscheinen; Lessing verstand die Redekunst, von jeher eine trügliche. Doch, wenn man beide Künste schärfer und anhaltend ins Auge faßt, zeigt es sich: daß gerade umgekehrt in der Poesie, eben weil sie in der Sprache, oder in Abstractionen sich ausdrückt, das Widrige und Abschreckende viel ab-

gesonderter, nackter vor die Imagination sich hinstellt, als in den bildenden Künsten, wo das Widrige von allen Umständen der Erscheinung, von allen Vortheilen der Technik begleitet, daher auch gemildert, beschönigt, gleichsam durch ein Drittes ersetzt werden kann. Man denke sich den Gegenstand unzähliger holländischer Bilder in idyllisch poetischer Behandlung, so wird man sehen, daß Widriges, Abschreckendes, Ekelhaftes und ganz Langweiliges weit entschiedener der poetischen Darstellung widerstrebt, als der malerischen. Man lese nur etwa den Cats und vergleiche ihn mit den holländischen Malern. — Die allgemeinen Bedingungen der sichtbaren Erscheinung, Abstufung der Farbe, Helldunkel, Form, Verschiebung, treten bey den häßlichen Gegenständen (Aufgaben) ebensowohl in Kraft, als bey den schönen. Daher das sogenannte Malerische in abgestorbenen Bäumen, todten Sandhügeln, verwitterten Felsen, welche an sich selbst dem Erfreulichen nicht können beygezählt werden, doch eben durch ihre Verwitterung so vielen Wechsel, eine so große Mannichfaltigkeit der Uebergänge annehmen, daß sie hiedurch das sinnliche Auge ergö-

tzen. Aus demselben Grunde erhalten sich die ausgeführteren alten Köpfe des Denner bey der Menge in Gunst, bey gebildeten Kunstfreunden wenigstens in Achtung. Ihr Gegenstand ist widrig, aber nicht unmalerisch; und die Behandlung zeugt von vieler Kunst und Feinheit des Gesichtssinnes.

Dieser Irrthum Lessing's und Aller, welche ihn ohne weiteres Nachdenken wiederholt haben, mag auf gewisse Weise sich entschuldigen lassen, für eine Täuschung gelten dürfen, welche bey flüchtigem mit den Dingen sich Befassen wohl oft genug eintritt. Allein der zweyte, daß Kunstwerke der todte Abdruck ihres Gegenstandes wären, gründet sich auf einer damals sehr verbreiteten Befangenheit in grundfalschen Grundansichten. Ich kann nicht umhin, hier eines Recensenten zu erwähnen, welcher mir entgegengesetzt: „das Kunstwerk, möge es eine Idee, oder die Aehnlichkeit irgend einer besonderen Erscheinung darstellen, oder eine Copie seyn (welche letzte doch nicht zu den Kunstwerken gezählt werden kann), sey nothwendig seinem Gegenstande identisch; also genau so schön, oder häßlich, als sein Gegenstand." Also giebt es noch in diesem

Jahrhunderte Personen, welche nicht begreifen können, daß Kunstwerke lebendige Producte sind des Künstlers und Alles dessen, was an ihm ist, mit seiner Aufgabe, mit seinem Gegenstande; daß aber kein Product jemals dem einen, oder dem anderen seiner Factoren identisch ist, noch seyn kann, weil es ein Drittes, das Product ist. Brachte denn mein Recensent auch gar Nichts von dem in die Berechnung, was in den Kunstwerken dem Künstler angehört? Nicht dessen Auffassung? nicht dessen Kunst in der Darstellung? nicht jene gelegentlichen Zugaben eines übersprudelnden Geistes, für welche jegliche Aufgabe dem Künstler vielen und wenigen, doch stets einigen Raum übrig läßt? Nein, nein, in jenem Product von zwey Factoren, giebt der lebendige, der Künstler, stets den Ausschlag, weil er, wann er nur was taugt, auch den schlechtesten Stoff überwältigt, wenn er gar nichts werth ist, auch den besten verdirbt; welches einzusehen nicht so gar viel Geist erfordert. Einwendungen dieser Art habe ich jederzeit als erfreuliche und tröstliche Zeugnisse für die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit meiner Bemühung angesehn, mit den ästhe-

tischen Seifenblasen einen Krieg ganz neuer Art zu führen. Hätte ich meinem Geschmacke folgen wollen, würde ich an ihrem bunten, ungewissen Farbenspiele mich im Stillen ergötzt haben, gleich den übrigen Knaben.

Also konnte Lessing, befangen in jenem mechanischen, unlebendigen Begriffe vom künstlerischen Hervorbringen, über die Production des Schönen in der Kunst nur Verworrenheiten, mußte er, bey seiner großen Unkunde, bisweilen selbst völlige Albernheiten an den Tag bringen. Ich halte es für einen Verlust, daß Irrthümer so gemeiner Art, daß Unkunde und mangelhafte Sachkenntniß den vortrefflichsten Denker gehindert haben, sich mit dem Psychologischen und Technischen der Schönheitsproduction gründlich und ernstlich zu befassen. Denn unstreitig würde er darin, aus seiner poetischen Kritik zu schließen, ungemein Viel geleistet haben. Doch wie es steht, haben seine Versuche, so weit deren Nachwürkung reicht, den anfangenden Künstler, dem beym Lernen nichts in der Welt als unerträglich erscheinen darf, weil auf seiner Stufe Jegliches für ihn noch belehrend ist, zu einem ge=

wissen eklen und kürigen Umherschnoppern verleitet, bey welchem er die Zeit verliert und nichts Rechtes beschafft; den reiferen Künstler aber, zu ganz unzeitiger Reflection über die absolute Schönheit, oder Unschönheit seines Gegenstandes, was die Begeisterung auslöscht, anstatt ihr das oft so benöthigte Zündkraut und Holz zuzuführen. Diese üblen Folgen drücken noch immer schwer genug auf die Gegenwart.

Uebrigens war Lessing's Auffassung der künstlerischen Schönheitsproduction nicht etwa bloß seine eigene; sie gehört seiner Zeit an, vielmehr seinem Jahrhunderte; denn er hat sie vorgefunden und sie ihn überlebt. Als er schrieb, war man bereits Jahrhunderte lang darauf ausgegangen, von einzelnem Schönen Erfahrungsbegriffe abzuziehn, welche sodann für allgemeine ausgegeben und bisweilen sogar dafür angenommen wurden.

Die Ableitungen, Erklärungen, Definitionen solcher Begriffe lauten und geberden sich oftmals recht vornehm. Es pflegen daher ihre Inhaber, die einfache Wahrheit herzlich bemitleidend, mich rauh anzublasen, mir gegenüber sich zu zeigen. Als ich

noch auf die Schule ging, war es bey den schlimmen Buben ein Hauptspaß, den Mund voll Wasser zu nehmen, damit die Leute unversehens anzuspritzen. Ein recht schmutziger Scherz; doch erinnert er mich jedesmal an diese Aesthetiker, welche den Mund so voll nehmen der eine von jenen verrenkten Ausdrücken und krampfhaften Sprachzuckungen deutscher Schulweisheit, der andere von rhetorischem Schwalle, welcher bestenfalls sich eignen mag, das Schöne zu besingen, doch nimmer der Schönheit auf den Grund zu gehen.

Genug, daß man auf seine Weise sich half, so gut es gelingen mochte. Umriß, Form, Verhältniß; Art und Quantität des beyzufügenden Geistigen; auch wohl das rein Sinnliche selbst, nur unter empfehlenderen Benennungen; Alles versuchte man auf Gesetze und Maße zurückzuführen; wäre man denn auch, wie's zu erwarten stand, nirgendwo so gänzlich damit zu Ende gekommen. Wenn man dabey auf den Sand gerieth, berief man sich auf ehrwürdige Autoritäten, die Antike, Raphael und andere hochgeschätzte Mäler der Neueren. Solche Begriffe vom Schönen mußten nun freylich die ganze sub-

jective Beschränktheit ihres Erfinders an sich genommen haben, daher unverträglich, unduldsam seyn, Abweichendes zurückweisen, ja ganz ausschließen. Es gilt von solchen Versuchen, dem Schönen, welches in der Natur, wie in der Kunst, unablässig sich verjüngt und erneut, die armseligste Willkühr der Winkelgelehrsamkeit zur Grenze zu setzen, was Göthe in Bezug auf Fernow und seine Gesellschaft gesagt, doch auf seine eigene ungescheut hätte ausdehnen dürfen. „Welch eine sonderbare Mischung, sagt er, von Selbstbetrug und Klarheit diese Personen zu ihrer Existenz gebrauchen; und was dieser Cirkel sich für eine Terminologie gemacht hat, um zu beseitigen, was ihm nicht ansteht und das, was sie besitzen, als die Schlange Mosis aufzustellen."

Hatte nun eine Schule, oder eine Zeitgenossenschaft über solche höchst empirische Begriffe sich vereinbart; so glaubte sie ihr greifliches Schöne durch einen Proceß zu vervielfältigen, welcher dem Abspiegeln auf einer glatten Fläche, oder dem Ausgießen in Gyps aus gypsernen Formen ziemlich gleich kommt; das ist, durch Nachahmen, bald im

Ganzen, bald in den Theilen. Da haben wir, ich weiß nicht, ob mehr den Ursprung, oder mehr die Würkung jener unlebendigen Ansicht, welche seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die vielen Antiken- oder Gypssäle hervorgerufen hat. Zur allgemeinen Bildung des Kunstsinnes, zur historischen Belehrung dienen und dienten diese Sammlungen unvergleichlich. Allein sie wurden veranstaltet, die Grundlage der akademischen Studien zu bilden. Die liebe Jugend sollte darin, gleich Vocabeln und Rudimenten, die Formen der beliebtesten Statuen memoriren. Auf diese Weise angewendet, haben die Antikensäle ein ganz unsägliches Unglück verbreitet. Zunächst verlieren die jungen Leute an den Denkmalen der classischen Zeit, welche sie bewundern und lieben sollten, über die trockene, der Zeit nach abgemessene, regelmäßig wiederkehrende, ganz mechanische Beschäftigung allen wahren und innigen Geschmack. Solche Jugendeindrücke erlöschen nie; auch in anderer, als künstlerischer Beziehung kommen sie vor; und mag ein Jeder auf Aehnliches sich besinnen können. Dann gilt von dieser Art des Studiums, was überhaupt

vom Copiren; es macht dumm, was eine unnöthige Bemühung ist, denn man kann zu diesem Zwecke viel leichter gelangen. Endlich schwächt es das sinnliche Auge, drey bis fünf Jahre lang alle Tage vier bis acht Stunden lang auf den undurchsichtig weißen Stoff hinzustarren, in seinem über jede mattere Beleuchtung weit hinauswürkenden hellen Localtone nach feineren Formenspielen zu suchen.

In der letzten Beziehung ist es sehr beachtenswerth, daß nach dem Aufkommen der Antikensäle zu Antwerpen (1680), zu Amsterdam (1700) in den niederländischen Schulen von jener Feinheit des Gesichtssinnes, welche ihre früheren Arbeiten so ungemein auszeichnet, in Kurzem jegliche Spur verschwindet; während die deutschen Seitenschulen der holländischen, besonders die Hamburgische, Denner und van der Smissen, jene Vorzüge bis 1760 fortgepflanzt haben.

So wie in den Antikensälen die canonischen Formen, so sollte man auch die malerisch technischen Verdienste bestimmter großer Maler durch das leidige Copiren sich aneignen, sie auswendig lernen.

Die Vorschriften zu diesem Bildungswege, über dessen wahren Erfolg das nicht zu vernichtende Talent des Annibale Caracci leider ein trügerisches Beyspiel aufgestellt hat, finden sich in den Schriften des Malvasia und Anton Raphael Mengs ausgesprochen. Und, da nun einmal Annibale berührt worden, kann ich nicht umhin, den Leser zu erinnern, daß man nicht glauben, oder annehmen solle, er habe auf das Copiren so grausam viele Zeit verwendet, als in späterer Zeit üblich geworden. Der Leser möge erwägen, daß Annibale in nicht so gar langer Zeit zum Erschrecken viele Gemälde von eigner Erfindung ausgeführt hat, also keinen so gar großen Theil seiner eigenen nicht langen Lebenszeit auf das Copiren verwendet haben kann. Ob er dabey gewonnen, so viel verschiedene Manieren zu verschmelzen, ist eine Frage für sich. Modelliren, den Pinsel führen, verstand er, weil seine Zeichnung Knochen, weil sie den festen Kern der Naturanschauung hatte. Doch fühlt man seiner Färbung an, daß er sie nach Gemälden gelernt; Alles um drey Töne zu dumpf; das kommt vom Copiren.

Wie nun könnte ich bey gutem Gewissen eine

Theorie, welche, anstatt die Hervorbringung der Schönheit durch die Kunst zu lehren, vielmehr die Kunst von diesem Ziele durch falschen Rath abgelenkt hat, daher, nur im besten Falle, ohne allen Erfolg geblieben ist, fürder noch mit dem von ihr sich angemaßten Namen der Schönheitstheorie belegen wollen? Nein, ich werde sie für alle Zeit umnennen nach dem Gegenstande, auf welchen sie ein viel größeres Gewicht gelegt, als ihm zukommt und überhaupt nöthig ist. Denn so lange sie den früheren Namen behält, werden ihre Bekenner, werden andere gute und ehrliche Leute glauben, sie verfechte in Wahrheit die Sache der Schönheit, was denn nach der Hand auf ihre Gegner und besonders auf mich ein ganz falsches Licht werfen möchte. Denn fürwahr will ich selbst in allem Ernste die Schönheit, und nur die Schönheit.

Also nicht gegen die Schönheit streite ich; nur gegen irrige Meinungen über deren Hervorbringung. Und in der Bestreitung dieser Irrthümer bin ich so ganz partheylos, daß ich sie überall angreife, wo nur immer sie sich betreffen lassen. Und solchergestalt läugne ich keinesweges, daß sie leider auch in

die späteren und neueren Kunstrichtungen unserer Nation sich eingedrängt haben, übergeflossen sind; Richtungen, mit welchen ich näher befreundet bin, weil in ihnen Genie, Talent, Fruchtbarkeit, Rüstigkeit und so viel andere ungenannte Tugenden bisher sich gezeigt haben, daß wenig fehlt, um daraus eine solide Kunstepoche zu machen.

Ja, daß man sich frey gemacht von launischen, willkührlichen Vereinbarungen, das freylich ist nur zu billigen. Denn, eine gewisse vielseitige Bekanntschaft mit dem bereits Geleisteten ist dem Künstler völlig so nützlich, als dem Dichter; es ist seine Belesenheit. Vortrefflich, daß man nun endlich dahin gelangt ist, in den älteren Deutschen die Nettigkeit und Präcision der Arbeit, das reine, edle Gefühl, auch den Geist und die Laune, anzuerkennen. Vortrefflich, daß man den alten italienischen Malern ihre schöne Anordnung, ihre Stärke, ihre südliche Feinheit nun endlich abgewonnen. Weßhalb sollte man Eigenschaften, welche in den Augen eines Raphael oder Michelangelo Werth besaßen, nicht auch in unseren Zeiten, welche geringere Ansprüche haben, noch immer anerkennen? Daß man die Zahl

der Anknüpfungspuncte für den Geist ansehnlich vermehrt, den Gesichtskreis erweitert hat, bringt um so größeren Vortheil, als unser Zeitalter ein spätes und nothwendig eclektisches ist, dessen historisches Gebiet auch sein poetisches, dessen Poesie Beschauung ist des rückwärts Belegenen, Vorübergegangenen. In sich aufnehmen was jemals gefühlt und gedacht worden, zugleich die Natur fest im Auge behalten, welche im Einzelnen unserem Zeitalter näher gerückt ist, als jemals einem früheren: hierin, und ist es so wenig? bewegt sich unsere Poesie und bildende Kunst; weßhalb uns nichts dem Gefühle, nichts dem Verständniß nach durchaus entfremdet bleiben darf.

Insoweit ist die jüngere Generation, so weit ich sehe, gegen die wenig ältere im Rechte. Doch ist sie's nicht an sich selbst, wenn sie, bey veränderter Anwendung, in dieselben Irrthümer zurück verfällt, welche das achtzehnte Jahrhundert mit einer langen Dürre und gänzlichen Unfruchtbarkeit belegt haben. Denn was ist es Anderes, als eben jene todte Nachahmungs- und Gegenstandslehre, wenn man, wie dort die Antike und einige auserwählte Maler

moderner Zeit, so hier bestimmte Schulen und Manieren des Mittelalters der Nachahmung, und zwar andere, doch gleich vereinbarliche Gegenstände der Darstellung empfiehlt und ihrer ausschließlich würdig erklärt? Es ist gewiß kein geringes Verdienst, christliche Gegenstände ihrem ehrenwerthen Typus gemäß, dabey ganz im rechten Sinne und auf möglich schönste Weise darzustellen, sobald sie, entweder von Außen begehrt, oder durch einen unwiderstehlichen Zug des Gemüthes dem Künstler angenähert werden. Allein ohne äußere Aufforderung, noch innere Bestimmung diesen Gegenständen nachgehn, dabey mehr die Zufälligkeiten nachahmen, welche bisweilen ihre Darstellung begleitet haben, als den Gehalt und Werth, der sie erfüllt, zu erfassen und darzustellen suchen; bezeugt, fürchte ich, nur eine gewisse Armuth des Geistes, das Bedürfniß der Schwäche, dem Gedränge sich anzuschließen, mit fortzumachen.

Den weimarischen Kunstfreunden dürfte ich entgegnen, daß jene lebhafte Geistesregung bey vielen deutschen Künstlern der letzten Decennien nicht in dem Maße, als sie behaupten, von den Anregun-

gen einiger geistreichen Schriftsteller ausgegangen sey. Denn ich hatte mit den Augen gesehn, daß ihre Bestrebungen von wahrer Begeisterung für Kunst und Gegenstand ausgegangen waren, auch in Erfahrung gebracht, daß sie von den angeklagten Schriften wenig Kunde genommen hatten; wie denn überhaupt der Künstler viel weniger lies't, als die Literatoren anzunehmen geneigt sind. Allein die Andeutungen über deutsche Kunstwerke in Paris, welche Friedrich Schlegel in der Blüthe seiner Ueberredungsgabe in sein Journal, die Europa, hatte einrücken lassen, sind unstreitig in die Gemüther durch Widerspruch gereizter, daher zur Absonderung schon ungleich mehr sich hinneigender Künstler eingedrungen, doch in viel späterer Zeit, als gemeiniglich angenommen wird.

Jener seltene Geist behandelte seine Aufgabe, gleich so manchen anderen, weniger im strengsten Ernste, mehr als eine Gelegenheit zu paradoxen Würfen, welche den Leuten während seines Lebens überhaupt viel Unruhe gemacht, doch zugleich so viele Anregungen verbreitet haben, daß man über die Zahl am Ende den Ursprung vergessen und ge=

genwärtig oft als ein Gemeingut genießt, was man abweisen möchte, wäre der Urheber noch in Erinnerung. Auf diese Weise hat, was Schlegel über deutsche Kunst gesagt, ins Unglaubliche und selbst auf seine Gegner ein- und nachgewürkt; obwohl er selbst weit genug davon entfernt war, hierin den rechten Punct zu treffen; denn er schaute die Kunst nur in seiner eigenen Imagination an, und übertrug auf deren Werke, was ihm gefiel. Auch gegen seinen Standpunct ist gar Manches einzuwenden; denn von diesem aus würden unter unseren älteren Künstlern eben die besten in ein gewisses Halbdunkel zurücktreten, hingegen andere glänzen müssen, deren ächt künstlerisches Verdienst um Vieles geringer ist.

Uebrigens kann ich noch immer von der Verwunderung über die Kühnheit seiner historischen Würfe mich durchaus nicht erholen. Nur aus Büchern mit dem Alterthume der italienischen Malerey bekannt, vermuthete er, daß in Masaccio's Zeit die Kunst auf ihrer höchsten Stufe gestanden; und ich habe erlebt, daß solche höchst gewagte Vermuthungen bisweilen als Thatsachen aufgenommen und ihm nachgesprochen wurden. Später freylich sah

man bey näherer Bekanntschaft wohl ein, daß Masaccio bloß ein Glied in der Kette sey, welche von Giotto bis auf den Raphael hinabreiche, fand es daher viel angemessener, den Gipfel der Kunst bis auf die Zeitgenossenschaft des Giotto zurückzuversetzen. Hiebey ward annoch der Vortheil eines freyen, ungehemmten Spielraumes der Phantasie gewonnen, da Giotto's erheblichste Werke untergegangen sind, von denselben nur Weniges und Minderbedeutendes sich erhalten hat. Erwägen wir, daß Schlegel frühe über solche Gegenstände zu schreiben aufgehört; hingegen sehr viele theils classisch, theils naturwissenschaftlich höchst ausgebildete Männer jene letzte Vorspiegelungen als ein Factum angenommen haben; so wird uns die alte Erfahrung dabey erinnerlich werden: daß von den paradoxen Behauptungen Niemand früher zurückkommt, als deren erster Stifter, Niemand sie mehr auf die Spitze treibt, als deren anfängliche Gegner.

Eine Weile lang hat man's recht eifrig gehalten mit diesem maulwurfsartigen Scharren und Graben nach den tiefen Ideen und nach der tiefsten unter den tiefen. Diese Leute würden sich wie zu

Hause fühlen, hätten sie irgendeinmal beym Erwachen statt derber Granitfelsen einen uranfänglichen Weltbrey, statt der Pflanzen nur Keime und Körner, statt der Menschen nur Embryonen vorgefunden. Mit dem Vorbehalte des tiefsten Respects vor allen diesen uranfänglichen Dingen, deren Interessantes und Lehrreiches man indeß nur bey ausgewachsenem Leibe und vollem Verstande ganz zu würdigen vermag, was sehr bedenklich ist, will es mich doch bedünken, als sey mit den reifen und ausgediehenen Dingen ungleich leichter aus- und abzukommen, als mit jenen, deren Verdienst und Interesse auf demjenigen beruht, was sie in ihrer künftigen Ausbildung zu seyn versprechen.

Man sieht, daß ich durch viele Klippen und seichte Stellen hindurchzusteuern hatte, daß es nichts Leichtes war, das rechte Fahrwasser im Auge zu behalten, weder zu scheitern, noch auf den Sand zu gerathen, noch endlich von den Springfluthen mich in das weite, unermeßliche Meer hinausführen zu lassen. — Der Wagen hat lange gehalten; jetzt wollen wir uns einsetzen.

---

## II.

## Von deutschen Kunstsammlungen.

Bevor ich nach Italien aufbrach, hatte ich in den Gallerieen zu Cassel, Dresden und München mich sehr ernstlich umgesehn. Freylich nur zu meiner Lust; denn nicht im Traume wäre es mir damals beygefallen, zu schreiben, welches Wort bekanntlich der abgekürzte und schönere Ausdruck ist für: Bücher drucken lassen; drey Trochäen, die man nicht aussprechen kann, ohne in eine gewisse Anfängerbetonung zu verfallen, ich meine Anfänger in der deutschen Sprache, besonders englische. In der Jugend hat man so Vieles an sich zu nehmen, daß man ohne äußere Veranlassung nicht leicht darauf verfällt, ungesäumt wieder auszugeben. Der Mensch ist in diesem Stücke ganz wie die Ameise, welche Sommers unablässig sammelt und einbringt, und erst im Winter beginnt, an ihren Vorräthen nun auch ein wenig zu knaupern.

Unvergeßlich bleibt mir die Carità der alten Casseler Gallerie; jenes verschwundene, beynahe verschollene Bild des Lionardo da Vinci. Kürzlich war Göthe in Cassel vorgesprochen; stundenlang, erzählte man, habe er vor dem Bilde gesessen, und fast war die Stelle noch warm, als ich dahin kam. Es hing in einem nicht hohen Nebenzimmer ziemlich niedrig und beynahe den Boden erreichend, daher sehr hell und etwas von oben her beleuchtet, was Alles die Auffassung des feinen Formenspieles, des rührenden Ausdruckes der Köpfe ungemein begünstigte. Ein Hauptbild sollte man jederzeit beynahe isolirt zeigen.

Deutlich erkenne ich in meiner noch sehr lebhaften Erinnerung dieses Bildes darin den Schüler des Verocchio, den Genossen des Lorenzo di Credi, dessen Kindern die da noch ziemlich ähnlich waren. Nur mehr Verstand in allen Theilen, mehr Tiefe im Charakter und im Ausdrucke. In den Zügen der Mutter, und von den drey Kindern, besonders des kleineren auf ihrem Arme, lag, ich weiß nicht welcher tiefe Gram, welche unbeherrschte Sehnsucht. Man nannte das Bild die Carità. — Un-

ter diesem Namen sind ähnliche Gruppen in späterer Zeit sehr häufig von den Italienern dargestellt worden; doch stets in dem Sinne mütterlichen Entzückens an einer munter um sie her aufblühenden Nachkommenschaft. Hier aber scheint Lionardo nicht diese näher liegende Vorstellung verfolgt zu haben; auch lag es in seiner Art, über das Nächste hinauszugehn. Entweder mag er auf das verlorene Paradies haben anspielen, daher Kummer und Sorgen und ein sehnsüchtiges, unbefriedigtes Verlangen ausdrücken wollen, oder es lag ihm sonst irgend ein mystisches Wesen im Sinne, wozu denen der Schlüssel gefehlt, welche in späterer Zeit seinen Gegenstand wiederaufgenommen haben. Gewiß gedieh die Mutter mit drey Kindern in der Folge zu einem Symbol der Liebe zu Gott nach christlichen Begriffen. So gab es auch Raphael, doch mit dem Ausdrucke gesunden Behagens, welcher genau genommen dem Sinnbilde nicht so ganz angemessen ist. Glaube und Hoffnung hatten bereits im vierzehnten Jahrhundert jenen vereinbarlichen Zuschnitt erhalten, den Raphael beybehalten. Wie man aber vorzeiten die Liebe dargestellt, will

mir gar nicht erinnerlich werden. Ich denke mit der Flamme zur Hand; denn auf die Kinder konnte man nicht eher verfallen seyn, als nachdem man begonnen, dem Nackten einige Züge abzugewinnen.

Es liegt mir deutlich im Gedächtniß, daß Lionardo dieses Bild in Oel gemalt hatte. Sowohl deßhalb, als auch weil Vasari des Bildes nicht erwähnt, halte ich es für eine Arbeit seiner mayländischen Zeit. Der violett schmutzige Localton der Carnation stimmt überein mit den Bildnissen des Lodovico Sforza und seiner Gemahlin, welche, in der Gallerie der Ambrosiana, zu Mayland aufgestellt sind.

Von jenen unvergleichbaren Claude Lorrains, welche der Ausschlag des Krieges von Cassel nach Paris, von da nach St. Petersburg verpflanzt hat, ist mir keines so deutlich in Erinnerung als jenes, welches, glaube ich, der Nachmittag genannt wurde. Vorn ein üppiger Rasengrund, in der Mitte eine mächtige Baumgruppe, so voll und frühlingskräftig Alles und das zarte, mattweißlich schimmernde Gewölke, der leichte Luftton, so weich und mild. Nur aus solchen Prachtstücken erklärt sich der un=

gemeine Ruf des Claudio. Man sagte mir in Cassel, daß Claude diese Bilder während seines Aufenthaltes in Bayern für einen ihm sehr befreundeten Herrn gemalt habe, dessen Nachkommen späterhin sie dem hessischen Hofe überlassen.

In derselben Gallerie machten die trefflichen Bildnisse Rembrandt's auf mich zu jener Zeit nur geringe Würkung. Ich habe für solche Dinge erst in den späteren Jahren den Gesichtspunct aufgefunden. Hingegen erfreuten mich schon damals die herrlichen Paul Potter und Willem van de Velde. Jene sind ebenfalls nach St. Petersburg ausgewandert; allein den Strand von Scheveningen des van de Velde, das unerreichbare Meisterstück einer im Einzelnen unbemerklichen, im Ganzen auffallenden Abstufung und Vertiefung, habe ich mit größtem Ergötzen vor nicht vielen Jahren wiedergesehn.

In Dresden fand ich freylich die genannten Meister entweder gar nicht, oder doch nur in minder ausgezeichneten Arbeiten. Allein dafür eröffnete sich mir eine neue, prachtvollere Kunstwelt. Sechs Monde lang ging ich täglich, oft ermüdet, nie gesättigt, in dieser reichen Sammlung umher. Sich=

erheit des Urtheils, Höhe und Allgemeinheit des Standpunctes, können die frische, lebhafte Empfindung eines jugendlichen Gefühles doch nun und nimmermehr ersetzen. Hingegen gewinnt man freylich mit den Jahren durch Abwerfung jener störenden, zerstreuenden Theilnahme an Dingen, welche eben nur vermöge der Neuheit die Jugend anziehn. Es war nicht Genuß, es war nicht Gewinn, vielmehr nur ein blindes Haschen, ein leeres Gaffen, wenn ich bisweilen auch dem Unbedeutenden, Albernen, Verwerflichen vorübergehend nachhing.

Um die Madonna aus der Kirche S. Sisto in Piacenza hätte ich damals die gesammte reiche Sammlung hingetauscht. So lange man nun auch gemalt hat, so ward doch wohl nie ein Bild so ganz unmittelbar aus der Seele auf die Leinwand übertragen, wie dieses hier. Von ihm gilt nicht, was Lessing seinen Maler sagen läßt; denn es hat das Feuer von Handzeichnungen; aber auch ihre Mängel. Es tritt wenig heraus und ist hie und da, leider selbst im Antlitz der Madonna, sehr flüchtig gezeichnet. Diese Nachlässigkeiten entspringen nicht etwa aus einer gänzlichen Enthaltung von

Modellen, vielmehr nur aus der Art ihrer Benutzung. Raphael malte nicht leicht irgend etwas, ohne, wo er sich schwach fühlte, Modelle, oder, wie man sagt, die Natur sehr ernstlich zu Rathe zu ziehn. Im Allgemeinen machte er solche Studien beyzeiten und auf dem Papiere, wie in den Sammlungen seine unzähligen Handzeichnungen der Art beweisen. Er machte sie da ohne alle Hast, änderte, verbesserte; denn in jener guten Zeit hielt man das weisse Papier so wenig für unverletzlich, als heutzutage den ehrlichen Namen, oder die Unbescholtenheit von Personen; zog daher selbst über die nettesten Schraffirungen nicht selten neue und ganz ungeschlachte Linien, welche nun auch gar nichts bezweckten, als ein besseres, richtigeres Verständniß der Sache. Ueber dieses Vorurtheil ist man nunmehr hinausgekommen, und hält, wie billig, da man des Verständnisses entbehren gelernt, allein auf die Reinlichkeit des Papieres, auf die Nettigkeit der Strichelung; ein Jeder auf seine Weise.

Zur Dresdener Madonna indeß ist bisher kein einzelnes Studienblättchen an das Licht gekommen; ja es scheint nie eins da gewesen zu seyn, weil

kein Kupferstecher des sechzehnten Jahrhundertes jemals davon einen Stich gemacht; denn man stach, wie Kunstfreunde wissen sollen, dazumal noch keinesweges nach den Bildern, sondern ziemlich frey nach den Handzeichnungen großer Maler. In der That ist es nicht eben verwunderlich, da in dem Bilde selbst Einiges ganz aus dem Kopfe gemacht ist, Anderes deutlich zeigt, daß es unmittelbar nach Modellen gemalt sey.

Etwas breiter und leichterhin, als in seinen Bildnissen, doch fast mit gleicher Treue scheint Raphael den heiligen Sixtus nach einer ihm vorgehaltenen Gewandstellung gemalt zu haben; den Kopf, beynahe unstreitig nach einer anderen Person, weil die Hand um Einiges jugendlicher läßt. Hingegen hat er im Kopfe der Madonna zwar den Charakter der Fornarina fester gehalten, als irgendwo in seinen übrigen Madonnen, doch anderntheils zur Berichtigung der Perspective, zum richtigen Aneinanderhängen der Theile bey weitem nicht fest genug auf sie hingesehn; ich vermuthe, weil er die Bildnißähnlichkeit zu vermeiden wünschte. In dem fehlerhaft, eigentlich gar nicht verkürzten Auge an

der volleren Seite des Gesichtes, ist jene Vernachlässigung besonders auffallend und sogar etwas störend. Ich halte diesen Mangel für um so merkwürdiger und lehrreicher, als er in einem der schönsten Werke Raphaels sich zeigt. — Er ist das Ergebniß getheilter Aufmerksamkeit und vieler Hast. Raphael, welcher aus irgend einem Grunde dieses Werk sehr schnell beendigen wollte, suchte hier in derselben Handlung die innere Vergegenwärtigung seiner Idee mit dem Aufmerken auf sein Modell zu vereinigen; deßhalb erhaschte er aus seinem Modell von dem, was er nicht wollte, viel mehr, als er wollte, und von dem was er wollte (strenge Richtigkeit der Form und Ansicht), etwas weniger, als er wollte. — Dem Kopfe gegenüber könnte man ein Bändchen über das Studium der Natur bey Erfüllung ideeller Aufgaben mit ganz allerliebsten und lehrreichen Bemerkungen anfüllen.

In dem Kinde ist, oder war Naturstudium. Hingegen scheint die heilige Barbara, welche nicht durchaus genügt, ganz aus dem Kopfe gemalt zu seyn, eben so die beiden Engel, welche unten am Rande des Bildes sich aufstützen. Ich verdanke

Herrn Professor Dahl die Bemerkung, daß an einigen Stellen der pastos und rauh aufgetragene Rand durch diese Knaben hindurch scheint, also früher gemalt seyn mußte; was die Vermuthung erweckt, daß sie eine Art Pentimento, ein späterer Einfall sind; ich denke, weil das helle Gewölke am unteren Saume des Bildes einen zu weiten leeren Raum zu bilden schien. — Man will meiner Conjectur, daß Raphael dieses Bild für eine Brüderschaft und zum Herumtragen gemalt habe, eben jene beiden Genieen entgegenstellen; sie bedrohen mich überhaupt nicht sonderlich; allein ganz und gar nicht, wenn sie erweislich ein nicht vorbedachter Zusatz des Malers sind, wie solches nun ausgemacht zu seyn scheint.

Unvergleichlich ausgestattet ist die Dresdener Sammlung an auserlesenen Werken des Paolo Veronese. Im Einzelnen kann man die **tenda di Dario** im Palast Pisani zu Venedig, auch wohl noch einiges Andere den Dresdenern Bildern des Paolo entgegensetzen. Doch an keiner Stelle sind so viele gleich vortreffliche nebeneinanderhergestellt, wie hier.

Kann es etwas frischeres geben, als die Hochzeit zu Canaan? Alles gesund, behaglich, thätig, und dabey die vortrefflichen, im schönsten Sinne gesitteten Manieren der feinen Welt, wenn nun auch die Dienerschaft und das Kindergesindel etwas weniger Anstand und edle Haltung zeigen sollte. Paolo muß den Spaniern sehr zugesagt haben; es ist in ihm so viel von jener ritterlichen Eleganz der Sitten, welche ihre bürgerliche Comödie, vornehmlich die des Lope, so reizend macht. Unter den spanischen Malern scheint wenigstens Velasquez ihn studirt zu haben.

In der Anbetung der Könige erfrischt die saftige Färbung, erfreut die ehrliche Wahrheit der Bildnißköpfe. Des Paolo Bilder von noch mäßiger Größe, denn er hat für die Refectorien auch ganz ungemessene gemalt, waren gemeiniglich Familienbildnisse in andächtiger Beziehung zu verehrten Heiligen. Bisweilen verkleidete er diese Personen; so hier in die drey Könige des Morgenlandes, mit ihren Söhnen, als Pagen, ihren Verwandten, Dienern und Freunden, als Gefolge. Bisweilen zeigte er sie wohl auch in gewöhnlicher Tracht, wie in

dem nachfolgenden Bilde, wo Glaube, Liebe und Hoffnung die Familie zur andächtigen Verehrung der Madonna und anderer neben ihr am Rande des Bildes vereinigter Schutzheiligen des Hauses ernstlich zu ermuntern scheinen.

Ich darf nicht aussagen, daß in dem letztgenannten Bilde die symbolischen Figuren mich befriedigen. Paolo war einzig in der Kunst, das Leben jener Tage in sein eigenthümliches Geistesweben hinüberzuziehn. Allein das Uebereinkömmliche, Herkömmliche, weit aus den Tiefen der Geschichte, der poetischen und kirchlichen Ueberlieferung Hervorgeholte, war durchaus nicht seine Sache. Nichts von dem, was man bey den Worten: Ideal, Typus, Styl und so mehr, sich zu denken pflegte, wenigstens denken möchte. Doch, wie nun auch die christlichen Tugenden unseres großen Paul in ihren wunderlichen Umhüllungen weder das, was sie vorstellen sollen, recht vorstellen, noch andererseits so frisch und lebendig uns entgegentreten, als Solches, was er unmittelbar aus ihn umgebenden Erscheinungen in seine Bilder hinübergenommen; so bleiben doch in demselben Bilde die Familienbildnisse an sich

etwas so Unvergleichbares, daß sie Aller Augen auf sich ziehn und die vorigen Gemälde bisweilen ganz in Vergessenheit bringen. — Nehmen wir ein schönes Bildniß im Hermelinrocke hinzu, etwa noch die Findung Mosis und die Kreuzschleifung, beide in etwas abweichender Manier, so haben wir von ihm so Viel, daß es schon für sich allein ein Schatz ist. Wenn ich den Christus in Emaus übergehe, so entstehet dieses aus Zweifeln über dessen Originalität, welche nicht so ganz leicht zu beseitigen sind.

Die Holländer begannen eben damals, verbotene Frucht zu seyn; weder das classische, noch das romantische System hatte für sie den kleinsten Raum offen gelassen. Doch konnte ich nicht umhin, bisweilen nach ihnen umzuschielen; denn es giebt in Dresden von einigen Meistern dieser Schule Stücke, welche den Glauben übersteigen. Andere freylich lernte ich erst in München nach ihrem ganzen Werthe schätzen, den Adrian van de Velde, den Fyt, welche dort vortrefflich besetzt sind. Unter den Holländern haben einige darin ihren Ehrenpunct gesetzt, stets sich gleich zu bleiben, wie Paul Potter, wie Gerard Dow, von deren Hand nicht ein einziges

nachlässig behandeltes Gemälde vorkommen wird. Andere indeß haben zwar in einzelnen Bildern ihr ganzes Vermögen gezeigt, doch zugleich häufig für den gemeineren Absatz die Art Bilder gemalt, welche die Holländer Möbelbilder zu nennen pflegen. Einen Johann Both, wie jener große zu Copenhagen, sieht man nicht leicht, selbst nicht in Holland; noch einen Everdingen gleich jenem größesten von sieben der königlich dänischen Sammlung.

Im Allgemeinen sind jedoch die königlichen Gallerieen zu München und Schleißheim reicher besetzt in Gemälden der flämischen, als der holländischen, nun gar der italienischen Schulen. Teniers, Rubens, van Dyk, in Exemplaren ohne Zahl und bisweilen in höchst vortrefflichen. Ich wüßte nicht, worin der Herzog von Jülich und Berg des van Dyk den besten Bildnissen des Tizian nachstehen sollte. Und Rubens zeigt sich hier bisweilen wahr, immer glänzend.

Dürer lernte ich hier zuerst als Maler kennen. Doch hatte ich ein Zerwürfniß über das Cento zu bestehen, die Kreuztragung, von welcher gegenwärtig Niemand nicht weiß, daß es um hundert Jahre neuer

ist, als Albert Dürer. Man nennt sogar den Maler, welcher in Maximilians I. Zeit solche Bilder in anmaßlich alter Manier zusammengestellt; doch bin ich dieser Sache nicht weiter nachgegangen.

Zu München war der Raphael aus der Familie Canigiani, den Vasari mit so lebhaften Farben geschildert, mir jederzeit sehr werth gewesen. Mit Vergnügen habe ich daher über die Unzulässigkeit der Rivalität jener freyen Copie im Hause Rinuccini zu Florenz im Kunstblatte und sonst Bericht ertheilt. Möchte es mir gelungen seyn, auf ein anderes, gleich schätzbares Bild aufmerksam zu machen, welches ich durchaus für ein älteres Werk des Lionardo da Vinci halten und ausgeben muß. Vasari scheint es gekannt zu haben. Und unzweifelhaft hat es mit dem Lorenzo di Credi und Andrea Verocchio die nächste Affinität, unterscheidet es sich von diesen allein durch mehr Verstand und Dichtheit. Man vergißt gewöhnlich, daß Lionardo im J. 1500 schon fünfzig Jahre alt war, mithin eine lange Zeit im alten Geschmacke gemalt, doch schon in diesem seine eigenthümliche Richtung verrathen haben muß. Man entnimmt aus seinen spä-

testen Arbeiten die Kennzeichen aller; was nicht angeht. Das Bild, welches ich hier berührt habe, hängt im Treppenhause der alten Münchener Gallerie neben dem Aufgange zu den Zimmern des Directors. Der Gegenstand, Madonna, profilirte, stehende, halbe Figur; das Kind, dem sie die Brust geben will, ist vollaus.

---

## III.

## Reise über das tyroler Gebürge.

Mit zwey Malern, einem Bildner und einem Dichter setzte ich mich an einem leidlichen Sommermorgen in den schwerbepackten Miethwagen, um dem so lange nur in der Ferne gesehenen Hochgebürge nun endlich ganz nahe zu kommen. Es war eine seltene Vereinigung, doch vertrieb mich das Gedrängtseyn, dem ich nie hold gewesen, auf den Kutschersitz hinaus, von welchem ich, langsam hinfahrend, das Vergnügen genoß, den Gebürgen zuzusehn, wie sie allmählich heranwuchsen, was recht fühlbar ist, wenn sie von Wald und Hügeln verdeckt nach einer Weile unerwartet wiederum hervortreten.

Ich habe oft mir zu enträthseln gesucht, was eigentlich die Maler und malerisch gebildeten Personen bestimmen mag, die Gegend von München häßlich zu nennen, was, zwar nicht alle Tage, im=

mer doch bisweilen vorkommt. Daß Gärtner, Landwirthe, Spaziergänger gemeiner Art, schon verstimmt durch den ausgedehnten, schwach begrünten Torf längs der Ammer, an dem Kiesbette der Isargegend Anstoß nehmen, die Abwesenheit einzelner Baumarten, die Würkung später Fröste auf die Vegetation und Aehnliches mehr, verdammen; das alles verstehe ich und gebe es ihnen zu. Allein, wie Maler die Reize des wildzerrissenen Strombettes der Isar, die Schönheit wenn auch sehr vereinzelter Baumgruppen, die großartigen Linien in der Terrassenbildung, welche das gegenwärtige Thal der Isar begrenzt, und über dem allen die fernen Hochgebürge verschmähen; wer möchte darüber befriedigende Aufschlüsse ertheilen können.

Vielen Arbeiten des Claude Lorrain sieht man's wohl an, daß alle diese Herrlichkeiten, daß sogar die Färbung der Umgebungen Münchens auf ihn eingewürkt hatte. In Harlachingen, unweit des Ausganges der Isar in die Ebene Münchens, soll er verschiedene Jahre gewohnt haben; und ich wüßte nicht, aus welcher anderen, besonders aus welcher italienischen Gegend er das Vorbild entnommen ha-

ben sollte zu jenen Waldstrombetten in den Mittelgründen, wie in dem einen der beiden Dresdener Bilder und in dem Molino zu Rom im Hause Doria und anderen, welche in der Welt verstreut sind. Ganz in der Nähe dieses Sitzes fließet die Isar durch ein engeres Thal niedriger Nagelfluhefelsen, welche Ahorn und Buchenwaldung wunderherrlich bekleidet. An einigen Stellen ein altes Schloß, ein Kirchlein, ein hübsches Dörfchen nach Art des Gebürges erbaut und verstreut. Auch Alpenpflanzen die Fülle, Besamungen des vorbeyrauschenden Stromes. In diesem Walde habe ich einen glücklichen Sommer verlebt.

Freylich überrascht es, aus dem Norden anlangend, hier überall die nordischen Erscheinungen wiederanzutreffen, denen man zu entfliehen geglaubt. Allein weßhalb unterrichtet man sich denn nicht vorher von der Thatsache, daß die Hochebene von München um gerade so Viel über dem Meere erhaben liegt, als der Unterharz, wo man auch noch im Sommer einzuheizen pflegt. So schlimm ist es nun hier nicht.

An keinem deutschen Orte werden, Hamburg aus-

genommen, größere Summen auf die Verschönerung der Umgebung verwendet. Allein, seltsam genug, seit Rumford Alles auf den englischen Garten. Dieser ist gewiß nicht verächtlich. Weite Rasenplätze, viel lebendiges, rasch abwärts strömendes Wasser, schöne Bäume, wenn auch nur die flacher wurzelnden, als Ulmen, Eschen und Weiden. Doch in dem weiten Raume kein einziger Ausblick auf dasjenige, was die Gegend wahrhaft schön macht, das ferne Gebürge, den großartigen Zug der näheren Gründe. Wie nun hier der Aussicht, so entbehrt man hingegen auf dem erhöheten jenseitigen Ufer, wo Mittelgründe und Fernen die schönsten sind, an gelegenen Stellen den Vorgrund, überall ein wenig Beschattung, gebahnte Wege, Sitze. Gleich sehr wird die Erhöhung, welche vom Dorfe Sendling bis zum Nymphenburger Wege und weiter in gelinder Senkung sich fortsetzt, bey vorkommenden Verschönerungsplänen durchaus übersehn. Von dieser an sich selbst geringen Erhöhung erscheint das Gebürge noch einmal so erhaben, als vom entgegengesetzten Ufer; auch ist der Mittelgrund schön und reich. Es fehlt hier nichts, als ein bequemer

Fußweg, etwas Anpflanzung, um die seitwärts gelegene Ebene zu verdecken, auch Ueberraschungen vorzubereiten und Vorgründe herzustellen, wo solche wünschenswerth sind. Doch setzen die Gärtner unserer Tage ihre Aufgabe nicht in die Entwickelung landschaftlicher Reize, vielmehr glauben sie überall, wo man sie hinzuzieht, botanische Gärten anlegen, Kenntnisse verbreiten zu müssen. Keine Schule der Welt zeigt in ihren Individuen eine vollkommnere Uebereinstimmung.

Was man nun auch gegen diese, theils torfige, theils kiesige Ebene einwenden möge, so verliert es doch in dem Maße an Kraft und Richtigkeit, als man dem Gebürge mehr und mehr sich annähert. Schon jenseit der nächsten Poststation umgeben sich die einzelnen Bauerhöfe, die Ausgänge der Dörfer mit Bäumen von ungewöhnlicher Mächtigkeit, Schutzwehren gegen die Gewalt der Gebürgswinde; sie erinnern an jene tröstlichen Einfassungen der oäsitischen Dörfer norddeutscher Haidestriche. Jenseit des Kochelsees, wo neben prachtvollen Wasserstürzen man langsam zum höher gelegenen Wallersee hinaufsteigt, erscheint der Wuchs reizend gemischter

Tannen, Fichten, Buchen und Ahornbäume in seiner Stattlichkeit beynahe fremdartig. Also ist, wer nach schönem Baumwuchs dürstet, in München der Quelle so nahe, daß er nur wenige Schritte zu gehen braucht, um sein Verlangen zu stillen.

Nachdem man dieses feuchte, dem Waldwuchse günstige Vorgebürge durchschnitten, gelangt man von neuem in das obere Isarbette. Hier allerdings kann in so bedeutender Höhe auf hartem Fels oder dürrem Geröllboden die Vegetation nur schwächlich sich entwickeln. Dafür treten uns aber nunmehr die Voralpen zuerst in drohenden, erschreckenden Formen entgegen. Wir sind an der Grenze angelangt.

Die Zolllinie überschritten wir nach kurzer und ganz erträglicher Belästigung. Je älter und ausgedehnter irgend ein Mauthsystem, um so mehr entwickelt sich bey dessen untergeordneten Werkzeugen jener wunderbare sechste Sinn, welcher durch Holz, Metall und Leder bis auf den Grund und Boden der Behältnisse blickt und an einem unbekannten Etwas den Leuten abmerkt, ob sie auf strafbarem Wege, oder nicht, ob es der Mühe lohnt, ob es

rathsam ist, ganz ernstlich in ihre Geheimnisse einzudringen. Der zwecklosen, boshaften Schikane ist man nur an solchen Stellen ausgesetzt, wo das Geschäft neu und dessen Umschwung gering ist.

Der Eingang in den Tyrol durch das Hochland von Schärnitz nach Seefeld hat etwas eintönig Ernstes; doch giebt es der Seele eine vortreffliche Vorbereitung auf den überraschenden Ueberblick des Innthales von dem Höhenrande oberhalb Zirl.

Es war ein Sommerabend, Beleuchtung und Luftton ungemein günstig, als wir, auf dieser Höhe angelangt, den Wagen verließen, um uns ganz dem Eindrucke hinzugeben, welchen Erscheinungen dieses Umfanges bewürken, vornehmlich, wenn man ihnen, gleich uns, zum ersten Male die Spitze zu bieten hat.

Das Innthal bildet hier einen zweyten, jüngeren Einschnitt; aufwärts von Zirl und zur Rechten des Stromes wird es durch eine ausgedehnte, schön angebaute Hochebene, abwärts und zur Linken von hohen Felsenwänden begrenzt. In der Entfernung schöne Durchschneidungen der Gebürgslinien gegen das obere Innthal hin.

Der Gegend von Innspruck giebt in der Nähe der Stadt jenes schwarzgraue steile Felsengebürg gegenüber etwas Beengendes. Man sagt es halte neuntausend Fuß über der Meeresfläche, also doch sieben bis achttausend über der Stadt. Obwohl es nothwendig gegen die Spitze hin sich stark zurückzieht, so macht es doch die Würkung einer steilen, sogar in etwas sich vorneigenden Wand. Ob diese Täuschung aus dem kaltgrauen Localtone des Gesteines, oder besser aus der Durchsichtigkeit der oberen Luftschichten zu erklären sey, mögen andere entscheiden. Mich selbst führte dieses Phänomen zu einer anderen, etwas moralischen Reflection. In der Ebene, sagte ich mir, sehntest Du Dich nach dem Gebürge; auf halbem Wege dahin, warst Du entzückt bis in den dritten Himmel; und nun bist Du mitten darinnen und sehnst Dich wiederum hinaus. Giebt es denn für das Verlangen in der Welt auch gar keinen Ruhepunct? Ey, so schlimm ist es doch nicht, erwiederte ich; es wird Alles darauf hinauslaufen, daß auch das Gebürge häßlich, wenigstens unangenehm seyn kann; eben wie die Ebene nicht auch nothwendig häßlich ist. So trö-

stete ich mich; und in der That ward es schon am folgenden Tage besser.

Denn gegenüber, auf unserer Straße nach Italien, geht das Gebürge, zwar nicht, wie bey Zirl, in scharf umrissenen Terrassen, doch nur um so malerischer in sanften Abstufungen in die Thalebene über. Der Blick gegen Hall und Schwatz hinab, wo das Gebürge schöne Durchschneidungen und wundervolle Linien macht, wo nun auch in der Mitte die Ebene breit, das ausgehende ferne Gebürge lufttönig, mildblau ist, gehört zum Schönsten, was ich der Art jemals gesehn. Die gerühmte Schweiz hat keine so breiten Flußthäler, als hier der Inn und südlicher die Etsch dem Tyrol gewähren. Und ihre Seen, so schön sie sind, sind doch immer nur horizontale Flächen, von welchem aus das Gebürg in rechtem Winkel sich erhebt.

Auf die Länge gewöhnt man sich an Jegliches und Alles; doch mit der Bauart der Kirchen und Klöster, welche um Innspruck verstreut liegen, habe ich niemals so ganz mich aussöhnen können, als ich, des allgemeinen Behagens willen, mir verschiedentlich vorgenommen hatte. Das allgemeine Vor-

bild dieser Gebäude liegt in jener sinnlosen Bauart der Italiener, welche Michelangelo Buonarota zuerst angeregt, Bernini und Borromini aber auf die Spitze getrieben. Jene Italiener bauten aus Travertin, oder Sandstein, weßhalb ihre Werke immerhin als derb und dauerhaft in die Augen fallen. Auch hatten sie Genie genug, das Absurde wenigstens interessant zu machen; denn jene in Gebäuden freylich ganz sinnlosen Schwingungen und Durchbrechungen der Hauptlinien, an welchen sie Gefallen genommen, verrathen oft einen fein ausgebildeten Sinn für organische Formen, mit welchen jene Stifter der schlechtesten Bauschule bekanntlich wohl umzugehen verstanden. Allein die oberdeutschen, wahrscheinlich meist klösterlichen Architecten des achtzehnten Jahrhunderts begnügten sich, nachzubilden, was in der Borrominischen Bauart durchaus unsinnig ist: das zwecklose Durcheinanderwerfen, Durchbrechen, Schwellen und Ausbeugen von Linien, welche, um schön, ja nur erträglich zu seyn, doch irgendwo der Construction sich anschließen sollen. Nun dieses Alles noch durch Bewurf und Bemalung empfindlicher gemacht, dabey gröber, gefühl=

loser entwörfen; was könnte wohl in der Welt verdrüßlicheres erdacht und hergestellt werden? — Wie so manches gothische und noch ältere Bauwerk mag man eingerissen haben, um diesen bemalten Nachäffungen neurömischer Monstrositäten Raum zu machen.

Den Brenner aufwärts geht es zuerst einige Meilen lang durch eine colossale Schuttbildung, in welche der nahe Gebürgsstrom tiefe und regellose Einschnitte gebildet hat. Im Allgemeinen pflegt einem solchen Boden die Unebenheit nicht sonderlich wohl anzustehn; hier indeß werden die kiesigen Abhänge durch wohlunterhaltene Wälder verschönt, die unerläßliche Schutzwehr gegen Unterwühlungen und gefährliche Bergstürze. In der Nähe von Schönfeld gelangt man aus jenen Einschnitten zu offneren Gegenden, deren Ansehn indeß nach Maßgabe des überall so schönen und mannichfaltigen Landes ein wenig prosaisch ist. Der Charakter der landschaftlichen Umgebungen würkt überall besonders auf die Landbewohner, giebt ihnen die Richtung, macht sie ruhig berechnend, oder phantasiereich, nüchtern, oder grillenhaft. Von diesen Umgebungen hier ver=

sprach ich mir daher: Abnahme des Nationalgesanges mit improvisirtem Text, hingegen höchst verständige wirthschaftliche Einrichtungen, welche zu besichtigen, ich in den Posthof eintrat, darauf, als in seinem Umfange nichts ganz neues sich darzubieten schien, mich in das Haus begab und, durch ein Vorgefühl geleitet, zuletzt in die Küche eintrat. Ich hatte mich nicht getäuscht; denn hier eben war das Außerordentliche, welches ich vorausgesetzt. Mit welchen Erwartungen ich eintreten mochte, so überraschte es mich doch, an dieser Stelle über dem räumigen Heerde eine wohlbesetzte Menagerie von Hühnern jeden Geschlechtes und Alters angelegt zu sehn, welchen schuldlosen Thieren die Posthalterin zugleich die Buße auferlegt hatte, statt nahrhafter Halmfrüchte gesottene Grassämereyen zu fressen, auf deren Genuß sie ungemein gespannt zu seyn sich stellten, oder, wenn's Ernst war, nicht verhehlen konnten. Die Posthalterin versicherte mich, sie werden bey dieser Lebensweise sehr fett; auch entsinne ich mich halb und halb, daß Plinius meldet, man könne verschiedene Thiergeschlechter durch bloßen Dampf heranmästen; und diese armen Thiere

genossen den fetten Küchenrauch unstreitig ganz aus der ersten Hand. In Schönfeld fehlt es bey beschwerlicher Fahrt auf einer der besuchtesten Straßen nicht selten an schneller Expedition, weßhalb ich dort anhaltenden Reisenden den Besuch der Küche des Posthofs und den Anblick der so ganz eigenthümlichen Menagerie als eine erwünschte Zeitausfüllung anempfehle. Auch gewährt sie Stoff zu vortrefflichen Betrachtungen. Welch ein schönes Bild der Resignation! Eingesperrt, geräuchert, mit Heu gefüttert und dennoch heiter und zu den Lebenspflichten sehr aufgelegt, das ist, eßlustig; denn Hühner haben die Bestimmung, möglichst viel zu essen, damit, am Ende ihrer Laufbahn, möglichst viel an ihnen zu verspeisen sey. Bey ersinnlich schlechtester Haltung das ersinnlich Vortrefflichste zu leisten, wo, sage man, würde diese große Aufgabe vollständiger gelöset, als dort?

Weiter aufwärts, gegen Steinach hin, gestaltet sich der Einschnitt zum Thale. Das Gebürge geht über in festere Bildungen; die Bächlein rieseln über Felsenstücke und meist dem Wege so nahe, daß man vergnüglich ihnen zuhören und zusehn kann. Die

schön eingeebneten, gedüngten und besäten Wiesengehänge mit daraus hervorspringenden Felsennasen, welche häufig von hübschem Gestrüppe und prächtigen Baumgruppen umgeben sind, auch bisweilen einer Quelle den Ursprung geben. Es macht sich hier von selbst, was der englische Gärtner etwa noch Erträgliches sich vorgesetzt.

In Steinach speiset man Forellen und scherzet mit den wohlaufgelegten, heiteren Kellerinnen. Der Ort ist im Lande für gute Luft und treffliche Laune seiner nicht zahlreichen Einwohner bekannt. Die erste begünstigt die letzte, so Viel darf ich zugeben. Allein dem Hauptbestande nach verdankt dieses Völkchen den heiteren Sinn seiner Erziehung und Schule; denn gute Laune ist eine Tugend, welche man erlernen und annehmen kann.

Nach den nördlichsten Eindrücken auf der Höhe des Brenners erlebten wir den Genuß, mit jeder neuen Stunde dem Süden um einen halben Grad uns näher zu fühlen. Freylich hatte ich dazumal diese Lust noch keineswegs, wie späterhin, auf Regeln zurückgeführt; noch wußte ich nicht, daß man genau um die Mitte Aprils von der Brennerstation

früh Morgens aufbrechen und in einem Tage bis Trient kommen muß, um das Vergnügen zu genießen, alle climatischen Erscheinungen dieses Welttheiles in einen einzigen allgemeinen Eindruck zusammenzufassen. Jenes erste Mal zogen vier nicht jugendliche, eher gesetzte, Maulthiere den Wagen; und sicher übereilten sie sich nicht. Unser Führer, ein Florentiner, und Ruperto hieß er, ergänzte, was an der Geduldprobe noch fehlen mochte. Wir hatten zu Innspruck in seinem altväterischen Fahrzeuge uns eingeschifft. Von unserer Gesellschaft sprach Niemand ein sterbendes Sylbchen italienisch. Daher ward der Contract von einem Dragoman, dem Wirthe zur Sonne, verabredet und für uns abgeschlossen. Wahrscheinlich ein Meisterstück diplomatischer Kunst; doch blieb die Auslegung der leitenden Macht ganz überlassen. Anfangs schien der Florentiner vor unseren vereinten Kräften einige Achtung zu haben; es gab unter uns Leute von cholerischem Temperament und aufbrausendem Wesen. Allein gar bald errieth er, daß wir Deutsche oftmals viel Lärmen um nichts machen, faßte er sich darauf ein Herz und bediente sich der Gelegen-

heit unserer lächerlichen Abhängigkeit von seinem allein Bescheidwissen, um uns, gewiß nicht ohne Nutzen für ihn selbst, überall in die schlechtesten Gasthäuser zu führen, welche zu haben waren. Wie muß er sich ins Fäustchen gelacht haben über die **bestie Tedesche!** und dennoch enthielt der Wagen nicht weniger, als fünf Personen von Reputation. Der arme Mensch muß frühe verstorben, oder sonst verkommen seyn; denn ich habe ihn in der Folge weder auftreiben, noch selbst seine weiteren Lebensschicksale erfragen können.

Dieser Ruperto war nichts weniger, als ein ungewöhnlicher Kopf; allein er besaß die Sprache, kannte die gemeinen Wege und Stege des Landes, hatte endlich den Muth ein Schurke zu seyn, was für den Augenblick mehr in Vortheil setzt, als man gemeiniglich dafür hält. Unter gleich begünstigenden Umständen kann jeder Dummkopf den größten Mann, wie man sagt, in die Tasche stecken. Indeß ist diese Ueberlegenheit alberner und niedriger Personen glücklicher Weise nur eine vorübergehende; sie nimmt meistentheils ein erbärmliches Ende.

---

## IV.

## Eintritt in Italien, Reise nach Rom.

Långs der Eisack gelangten wir nach dem anmuthvoll belegenen Brixen. Clima, Producte, Sitten und Aussprache erinnern hier sehr lebhaft an den oberen Rhein. Man fühlt es der Gegend an, daß sie vordem in den Reichsverband gehörte und durch ihre Verfassung, jene aristokratisch-theokratische, welche in Deutschland so viele Länder blühend gemacht, so viel Gutes gestiftet hat, mit dem gesammten Reichsadel in Verbindung stand. Hier nimmt man von deutschen Sitten Abschied. Botzen ist schon Grenzort.

Vor dieser Stadt eine Stunde, oder zwey, erblickt man bey einem Bauerhause die ersten Cypressen. Sie sind måßig groß und rund umher beschnitzelt; doch machten sie mir Freude. Näher zur Stadt eine ansehnliche Pinie, welche seitdem abgestorben ist; auch ergötzen den Nordländer Grana=

tenblüthen und andere Vorzeichen einer nahe bevorstehenden Umwandlung. Das breite Dreyeck der Ebene, in welcher die Eisack sich mit der Etsch verbindet, die schönen Formen des sich hervorbauenden Gebürges gegen Italien hin, die bizarren Spitzen des brennerwärts belegenen, dieses Alles habe ich andere Male viel günstiger beleuchtet und in wärmerem Tone gesehn.

Da, wo beide Ströme sich verbinden, bemerkt man in der Bewaldung der Berggehänge eine zunehmende Verdünnung; um wenige Stunden tiefer abwärts verschwindet sie gänzlich. Dieses ist das Kennzeichen der Sprachgrenze; denn kein italienisch redender Stamm duldet in der Nähe seiner Niederlassung weder Hoch-, noch Mittelwald. Ich möchte den eigentlichen Grund dieser Gewohnheit kennen; denn, was mir sich darbietet, ist zu local, um für alle Fälle gültig zu seyn. Setze ich ihn in Ansichten der Regierungen von Forstwirthschaft und Waldbenutzung, so hilft es mir eben an dieser Stelle nicht aus; denn Jahrhunderte lang haben verschiedene unter diesen näheren italienischen Dörfern denselben Herren gehorcht, und nunmehr sind auch die

Bisthümer seit mehr, als dreißig Jahren deutschen Landesherrlichkeiten unterthan. Setze ich den Grund in climatische Verhältnisse, so stellt sich mir entgegen, daß man den Wald auch an solchen Stellen verwüstet hat, wo Baumwuchs die Luft verbessern, wenigstens das Zuströmen der schädlichen abhalten könnte. Setze ich ihn in die Unsicherheit des Landes, so finde ich, daß nicht überall das Volk dem Räuberhandwerk gleich sehr geneigt ist. — Sollte es nicht das Werk der Sprache seyn? Dieses wunderbare Lebenselement ist mächtiger, als man glaubt. In ihm gehn Meinungen, Ansichten, Gedanken, Grundsätze von Haus zu Haus, welche ganz allgemach eine allgemeine Uebereinstimmung bewürken, wohl selbst den Geist des Widerspruches zuletzt ihm unbewußt überwältigen.

In Trient nimmt die Bauart bereits einen gleichsam italienischen Charakter an. Man hat nicht streng an die venezianische Manier sich angeschlossen; einige Paläste wünschen eher florentinisch, oder römisch auszusehn. Auf der Höhe ein stattliches Schloß und in der Stadt eine vorgothische Kirche mit Inschrift; worauf der Baumeister als magister

Comacinus bezeichnet wird. Solcher Inschriften habe ich in der Folge sehr viele gesammelt und über diese Architecten und Steinmetzen Schule von Como gelegentlich Einiges bekannt gemacht.

Am Morgen unserer Ausfahrt aus dieser Stadt, es war nicht lange nach Sonnenaufgang, erblickte ich zuerst jenes milde, in Milch getränkte Azurblau, welches diesseits der Alpen nirgendwo sich zeigt; nicht einmal in den oberen Rheingegenden. Den Glanz des Abendhimmels erreichen wir bisweilen; doch jenes milde Blau eines sommerlich italienischen Himmels niemals. Dunkel genug habe ich in Bayern, im Tyrol, in der Schweiz den blauen Himmel gesehn; doch bey heller Stimmung fällt er stets in das Grauliche, läßt er gleichsam trocken, welchen Ausdruck Kenner verstehen werden.

Uebrigens hat der Ausgang des Tyrols gegen Italien hin etwas recht Oedes. So mag es in Spanien an schlimmen Stellen aussehn. Nackte Felsen, armselige Ortschaften, sogar der Fluß gleichgültig. Das Hügelland kommt endlich an der armseligsten Stelle unerwartet hinter den Felsen her=

vor; doch gleich unerwünscht, weil es trocken, mager und schlecht angebaut ist.

Man möchte an dieser Stelle den Oelbäumen, welche man hier zum ersten Male sieht, herzlich gram werden können; sie stehen verstreut und haben ein sehr dürftiges Ansehn. Indeß gewähren sie den felsigen Gestaden des Mittelmeeres, oder den tiefen Gründen bey Tivoli, Terni, Olevano eine unvergleichliche Zierde. Ihr mattes, bläuliches, ins Graue schillerndes Grün stimmt vortrefflich mit dem Localtone der Kalkfelsen, auf welchen sie vorzüglich gedeihen und südwärts ausschließlich vorzukommen pflegen.

Erst in der Nähe von Verona versöhnt man sich mit jenem widrigen ersten Eindrucke. Das Land ist hier besser angebaut, die Stadt höchst malerisch; der breite Strom durchschneidet sie in der schönsten Windung; das Alpengebürge im Hintergrunde spielt in allen den Formen und Farben, welche die venezianischen Maler ihren landschaftlichen Hintergründen beyzulegen geliebt. Es ist mir stets aufgefallen, daß so wenige Maler weder der alten, noch der ganz modernen Zeit aus dieser so malerischen

Stadt Anregungen und Studien entlehnt und gewonnen haben. — Die Ankömmlinge treibt es vorwärts nach Rom, den Rückkehrenden pflegt das Geld auszugehn. Könnte man der Sehnsucht gebieten, der Erwartung Fesseln anlegen, wie viel mehr Nutzen ließe sich gewinnen, nicht allein aus den Reisen, nein auch aus allen übrigen nur erdenklichen Umständen.

In Verona besieht sich der deutsche Reisende zum ersten Male römische Alterthümer, sieht er zum ersten Male ein ununterbrochenes, ganz vollständig mittelalterliches Wesen; denn es hat das Moderne in dieser Stadt nur sparsame Eroberungen gemacht. Der Boden der Provinz ist unfruchtbar, dessen Anbau wenig energisch, der Handel der Stadt gering; diese glücklichen Umstände setzen der Baulust ein Ziel und sichern der Zukunft noch für lange die Erhaltung einer historischen Merkwürdigkeit. In der ganzen Ausdehnung der Lombardey ist Verona beynahe das einzige Exemplar seiner Art. Die großen Städte haben alte Denkmale; doch wenig alte Privathäuser. Allein auch die kleineren sind häufig zu wohlhabend um beym Alten

zu bleiben, was in Italien noch ganz so verhaßt ist, als bey uns vor vierzig Jahren.

Als wir nach Mantua aufbrachen, war man in großer Sorge; es sollte auf der Straße ein Wolf sich gezeigt haben. Wir selbst wurden nicht von ihm gefressen, sowenig, als alle Anderen; denn es war nur eine Illusion der Phantasie, welche im umliegenden Lande so viel Unruhe verbreitet hatte.

In Mantua angelangt, ward nach den Bauwerken des Leon Baptista Alberti und Giulio Romano ausgesehn, der Palast des **T.** in Augenschein genommen, welcher auch als Bauwerk mir ungemein zusagte. In der Folge glaubte ich in Rom, besonders in der Nähe der Navona, an vielen anständigen Privathäusern den Styl des Giulio zu erkennen. Es liegt in dieser großen Gegend der Kunstgeschichte noch ganz unglaublich Vieles im Dunklen. — Die Malerey, besonders im Riesensturze, erschien mir, auf erstem Blick, dem Auge doch auch gar zu wenig den Hof zu machen. Kaum wagte ich es, mir's einzugestehn, daß in den beiden Eckzimmern Alles doch eigentlich zum Ersticken überfüllt ist mit Gestalt und Erfindung.

Doch gestattete ich mir einigen Aufenthalt in den kleineren Zimmern, wo, bey viel leichterer Verzierungsart, doch in den kleinen Bildchen an den Wänden ganz hinreissende Sachen vorkommen. — In jener großen Zeit hatte man so viel Zeit und so viel Erfindung, daß man unversehens den Leuten mehr gab für ihr gutes Geld, als sie bedurften und im Grunde des Herzens begehrten.

Zu Bologna Privathäuser und Kirchen. Die öffentliche Gallerie bestand noch nicht; hingegen waren bey Zambeccari jene bolognesischen Meisterstücke, jetzt in Mayland; und in der nunmehr abgerissenen Misericordia befanden sich die schönen Bilder von Francesco Francia, nun in der Gallerie, und der einzige bezeichnete Boltraffio. Dieses letzte schon von Vasari ausgezeichnete Bild ist seitdem verschollen, vielleicht in Paris. Ich freue mich, daß ich es recht angesehn und noch im Gedächtniß habe. Dieser Boltraffio war von den bekannten Leuten, welche für Lionardo's Schüler ausgegeben werden, der einzige, welcher dafür aussieht und der Zeit nach in Mayland bey ihm gelernt haben kann. Er ist ein achtenswerther Meister.

Der Hauptplatz zu Bologna machte auf mich einen gar gewaltigen Eindruck. Noch hatte ich nichts der Art gesehn. Allein gar bald war er vergessen, nachdem ich ein Paar Tage in Florenz zugebracht und das Grandiose, welches dort in den Mittelpunct der Stadt zusammengedrängt ist, nunmehr über alle Viertel einer noch größeren Stadt verbreitet sah. Bis Rom erweitert sich der Maßstab fortgehend. Den Rückkehrenden wird es schwer, ihn wiederum zusammenzuschränken, wie sich's gehört, wenn man nicht an den Thüren und Thoren sich den Kopf zerstoßen will.

Wir verweilten nur sechs Tage in Florenz. Pitti war geleert; die akademische Gallerie noch nicht angelegt; dafür in den Kirchen damals noch mancherley zu sehen, obwohl davon nur Weniges bekannt und zugänglich. So beschränkten wir uns auf die Gallerie der Uffizi, welche uns als eine kleine Welt erschien; obwohl ich mich zu erinnern glaube, daß für Münzen und geschnittene Steine, für Handzeichnungen und ähnliche kleinere Sachen nicht Zeit war. Der Dom, die Taufkirche mit ihren Thüren, St. Croce, St. Maria novella voll-

endeten den Kreis. Unvergleichlich hatte uns Ruperto mystificirt. Ich weiß nicht, in welches apicische Paradies er uns hatte führen sollen; denn ich machte nicht den Reisemarschall. Nun brachte er uns in ein Haus, welches zu den Wirthshäusern sich verhielt, etwa wie Dilettanten zu braven Künstlern. Mir machte diese kurze Bußübung Vergnügen, vielmehr trug ich mein Vergnügen hinein; denn die Jugend ergötzt sich in sich selbst; und man lernt erst mit den Jahren die Freuden vor den Thüren zu suchen.

Ungeachtet so vieler loser Streiche ward der Fuhrmann aus alter Bekanntschaft von Neuem angenommen. Mit ihm bestand doch eine Art von Mittheilung. Denn er begann das Heidenitalienisch seiner Anbefohlenen auf gewisse Weise sich auszudeuten.

In Siena nur der Dom. Nach einigen Tagen senkten wir uns durch Ronciglione, wo die köstlichste Pinie, in die römische Ebene hinab; links in der Entfernung Caprarola, der Soracte, das Abbruzzesische Gebürge; vor uns die weite Ebene mit ihren vielartigen Erhöhungen und Wallungen; Rän-

dern alter Vulcane. — Wie seltsam diese herrsch-süchtige Stadt sich gebettet hat! In einer weiten Lagerung vulcanischer Asche, umgeben von einer unabsehbaren Reihe hoher und niedriger freylich längst ausgebrannter Feuerheerde. Dort gräbt man die **Puzzolana**, ein plutonisches Product, welches, ihm beygemischt, dem Mörtel Ewigkeit ertheilt.

Wer nicht mindestens halbhin zur Künstlerwelt gehört, vermag nicht sich vorzustellen, mit welch einem bänglichen Gefühle, mit welcher seltsam zweifelhaften Erwartung diese Art Leute sich erfüllen, wenn sie die Nähe der Stadt zu wittern beginnen; denn man sieht sie von dieser Seite nicht eher, als bis man schon an der Grenze der Bewohnung und des Anbaus angelangt ist. Weltleute pflegen auf dieser Straße zu schlummern, und Schulgelehrte an den Fingern ihre sogenannten historischen Erinnerungen herabzuzählen. Allein der Künstler denkt hier an ganz andere Dinge, an Alles, was dort seit Jahrhunderten gemalt, gewetteifert, gezankt worden ist. Ihm wird es hier einfallen, an Raphael zu denken, den verehrten, mächtigen, von einem Hofe ganz eigenthümlicher Art, nicht pracht-

los, umgebenen. Oder an Michelangelo, der Päbsten getrotzt; auch an so viel andere Künstler der alten und jüngsten Zeit, welche hier Bildung geholt, Ruf erworben haben, oder gänzlich gescheitert, zerschellt sind an dem Felsen, auf welchem die Kirche erbaut, oder anderen; denn in Rom giebt es von Allem die Fülle. Auch das fröhliche Gesindel der Zeit des Bamboccio und Claude, von welchen Sandrart die hübschen Geschichtchen erzählt, mag ihm, wenn er des Gelichters ist, dabey einfallen können. Genug er bezieht Alles und Jegliches gradehin auf sich selbst, seine Wünsche, Gefühle und Phantasieen; was einen ganz anderen Eindruck macht, als zu wissen und sich vorzustellen, was längst abgethan und durchaus vorbey ist.

Zu den Anknüpfungspuncten rein künstlerischer Erinnerungen gehörte dazumal der Ponte Molle, die schöne alte Brücke mit ihren halbzerfallenen rustiken Vertheidigungsthürmen, welche noch ganz so dastand, wie Johann Both sie eben so leicht als tapfer radirt hat. Seitdem ist sie modernisirt worden im erbärmlichsten neuitalienischen Geschmacke. Es sieht in der verödeten Umgebung aus zum Er=

barmen das reinliche neue Ding, und auch an sich selbst ist es ganz und gar nichts werth. Doch, wäre es nun auch keine Decoration, wäre es ein rechtes Bauwerk, so paßte doch zu dieser Umgebung nimmer etwas anderes, als eine halbe Ruine.

Eine zweyte Erinnerung knüpfte sich an die **piazza del popolo**, welche damals noch ganz so war, als der holländische Architect Wouters vor nun einhundert und dreißig Jahren diesen Eingang mit einigen anderen Ansichten der Stadt radirt hat. Seine Blätter besitzen nicht viel malerischen Reiz, allein große Festigkeit der Zeichnung und viel perspectivische Richtigkeit. Sie sind groß, daher selten genug; denn große radirte Blätter unterliegen allen ersinnlichen Unfällen. — Seither hat man die alten Häuser, sogar das Kloster mit seinem schönen Gärtchen und den artigen in die Mauer eingeschlossenen Fragmenten, ganz abgetragen, um gegen die Villa Medici hin eine Auffarth herzustellen, welche von vorn gesehn nicht übel seyn würde, doch, an der Stelle, die Symmetrie des alten Platzes ganz zerstört und dem Einfahrenden als

bloße Lücke auffällt; auch den Blick störend von jenen drey langen Straßen abzieht, deren mittle der Corso ist. — Ob man wohl je dahin gelangen wird, bey städtischen Anlagen den Zusammenhang zu berücksichtigen? Im verflossenen Jahrhunderte glaubte man durch Einförmigkeit ihn herzustellen; allein die meine ich nicht.

---

## V.

## Aufenthalt in Rom.

Von Anbeginn fand ich das Ausgezeichnete und Einzige dieser Stadt mir völlig homogen; weßhalb ich die Freuden einbüßte, welche Ueberraschungen zu gewähren pflegen; denn es ist ein Erforderniß eigentlicher Neuheitseindrücke, daß man mit ihnen zu ringen habe, sie nicht ohne Kampf sich aneigne. Da mir nun diese Art von Ergötzlichkeit entgangen war, so beschloß ich, dafür zun Ersatze, Rom in aller Gemächlichkeit zu genießen. Mir ein eignes Haus einzurichten, ward unter diesen Umständen ganz unumgänglich. Mit Hülfe des braven deutschen Mannes und meisterlichen Künstlers Karl Reinhard, ward in der Nähe des päbstlichen Palastes, **alle quattro fontane**, ein Stockwerk gemiethet, und sehr einfach eingerichtet. Ich sah über Klostergärten voll wilder Orangen auf das Colosseum, die Thermen des Caracalla, die Pyra=

mide, und in der Ferne bis auf die Wachtthürme des Strandes; aus einem anderen Fenster den Garten des Pabstes, und drüber hinaus den Vatican. Es war nicht durchaus, nicht in allen Stücken mißbehaglich, an dieser Stelle zu leben.

Ich machte mich bekannt mit den Künstlern unserer Nation. Carstens hatte bereits seine Werkstätte geschlossen; lebte indeß im Andenken der Zeitgenossen fort, welche von ihm Verschiedenes aufbewahrten und vorzeigten, von ihm mit Ehrfurcht erzählten und meldeten. Sein großes Talent erschien mir als ein bildnerisches; auch giebt es ein Modell von seiner Hand in gehärtetem Thon, eine weibliche Figur, deren Abgüsse sehr verbreitet sind. Ein Wunder, daß er nicht an Fernow's Grillen darauf gegangen ist; doch mögen sie ihm das Leben verkürzt haben. Von seinen Zeitgenossen waren zu Rom noch übrig, Joseph Koch und Thorwaldsen. Schick war später hinzugekommen, allein gleichfalls tief durchdrungen von derselben Verehrung für Carstens, dessen erwähntes Thonmodell damals in seinen Händen war. Zu ihm hielt sich Friedrich Tieck, dessen vortreffliches Talent im Mu=

sitsaale des kön. Schauspielhauses zu Berlin und an vielen anderen Stellen sehr glänzend sich angezeigt hat.

Thorwaldsen erfreut sich einer verbreiteten, ausnahmelosen Anerkennung seiner Leistungen. Hingegen ward Koch nicht jederzeit nach Verdienst gewürdigt In der Landschaftsmalerey ist er Stifter; er hat gelehrt, den Erdformen Bestimmtheit, Charakter und Körper zu geben. In der Historienmalerey zeigte er Anordnung, Erfindung und viele Energie; doch fehlte es ihm in dieser Gegend an sicheren Anhaltspuncten Verschiedentlich hat er seine Manier geändert und es sind daher seine Werke einander ungleich. Die besten werden lange Zeit sich in der Achtung erhalten, deren sie unter uns genießen.

Jenerzeit pflegte ich die Werkstätte dieses Künstlers häufig zu besuchen. Dort wohnte, mit ihm in demselben Stockwerke, ein Neapolitaner, welcher für das **teatro Valle** eine Operette geschrieben, welche später mit vielem Geräusche durchfiel. Hingegen gewann er das Verdienst, ein junges Frauenzimmer im Gesange zu unterweisen, welches bey der

schönsten Zimmerstimme, das schönste Haupt auf einem unvergleichlich angelegten und ausgebauten Körper emportrug. Es war eine Lust ihr hörend zuzusehn, wie sie die runden, vollen Noten perlengleich ihrem frischen, schöngezeichneten Munde entrollen ließ. Sie war dabey ein grundgutes Thierchen und ich hielt große Stücke auf sie. Man hat späterhin von der Vittoria so viel Wesen gemacht. Es ist wahr, ihr Kopf war wundervoll gezeichnet, ihre Farbe gesund, ihr Fleisch fest und angezogen, wie's der Winzerin zukam. Allein ihr fehlte die Gestalt jener anderen, deren Kopf zudem wohl ganz so schön und sicher viel belebter war. Sie hielt die Mitte der frauenhaften Venus de' Medici und jener Anadyomene des langen Ganges zum Pio Clementino. — Läßt doch die Natur in ihren glücklichen Würfen die Kunst, was die Gestalt angeht, oft so weit hinter sich zurück! und kaum scheint mir's zu beklagen, da 's ihre Bestimmung nicht ist, der Natur nachzuäffen, oder das sinnliche Auge zu betrügen, noch endlich die Natur in der Gestalt zu überbieten; da sie vielmehr nur das Künstlerische, nur das Subjective ausdrücken will

und vom Natürlichen stets genug hat, wenn es hinreicht, damit zu Stande zu kommen. Allein für dieses Genug giebt es so mancherley Maß. Beschränkte, einfältige Seelen bedürfen davon so gar wenig; daher das Genügenderscheinen vieler alterthümlichen Bilder, der antiken, wie der modernen Zeit. Hingegen finden reiche, bewegte Geister des Suchens und Sammlens und Aufwühlens in den Schätzen der gestaltenden Natur wohl niemals ein Ende.

Ueber diese Angelegenheit war ich schon damals gänzlich mit mir im Reinen; weßhalb ich, obwohl sonst ungeneigt über die Kunst mich zu äußern, doch häufig mit meinen Hausgenossen in Streit lag, welche in jenem betrüglichen und täuschenden, wenigstens nicht gehörig hindurchgedachten Idealsysteme Etwas zu finden glaubten, was sie überzeugte, oder doch ihren Neigungen entsprach. Denn unstreitig erspart es anfangs viele Arbeit; um jedoch späterhin die Arbeit doppelt zu erschweren. Denn in dem Maße bleibt der Künstler abhängiger vom Modell (diesem Blättern und Nachschlagen im Wörterbuche der Natur), als er weniger entschlos=

sen bey noch jugendlicher Frische der Empfänglichkeit dem Reize und Interesse der natürlichen Erscheinungen sich hingegeben; weniger um ganz sichere Naturkenntnisse irgendeinmal sich bemüht hat.

In Rom machte ich einige Bekanntschaften, von jener Art, welche nicht bloß für den Augenblick erfreuen und nützen, vielmehr für das gesammte Leben von höchstem Werthe sind. Bisweilen besuchte ich dort Monsignore della Genga, nachherigen Pabst, unter dem Namen Leo XIII.; ein Mann, dessen edle gesellige Formen auf mich Eindruck machten. Häufiger das Haus des preußischen Gesandten, jetzigen Staatsministers von Humboldt, welches allen anwesenden Deutschen den Zutritt gestattete. Hier waren damals Elemente vereinigt, welche selten zusammentreffen. Alexander v. Humboldt, ganz neu aus America zurückgekehrt und jene ihm eigenthümlichen poetisch-wissenschaftlichen Naturanschauungen in Blick und Rede aussprechend; gleich ausgezeichnet als Persönlichkeit in Wissenschaft und Kunst sein Bruder, der Gesandte; dessen Gemahlin kenntnißreich, gebildet, gerecht.

In diesem vortrefflichen und bildsamen Hause

lernte ich Herrn Hausmann kennen, einen Hannoveraner, dessen Geige den Gesang gelernt. Unter den Dilettanten auf diesem Instrument mag er seines Gleichen nicht haben. Wiederholt verbanden wir uns zu gemeinschaftlichen Ausflügen; so, in das Sabinerland und weiter hinaus nach Olevano, welches ich nach der Hand oft besucht und bisweilen eine längere Zeit bewohnt habe. An einem noch halbwinterlichen Abende, im Februar, kamen wir zu Fuße von Subiaco hinter dem Felsenneste Civitella hervor, als eben die untergehende Sonne, das Gewölke durchbrechend, die weit bis an das Meer sich ausdehnende Landschaft, besonders den Olivenwald im Mittelgrunde, unvergleichlich beleuchtete. Winterlich hat das Blatt der Olive eine schönere Farbe, weil es in dieser Zeit die glatte Seite an den Tag kehrt, wie, Sommers, die rauhe; nicht ganz und doch beynahe in menschlicher Art.

Hausmann hatte bis dahin sein Kunstgefühl durch die Musik, welche er beherrschte, ganz zu befriedigen geglaubt und nur wenig Zeit auf die Malerey verwendet. Allein um so mehr war sein Gemüth, war sein Geist dafür empfänglich, überhaupt noch

ein Wort bey ihm anzubringen, weil er bisher nicht sich einnehmen lassen und seine Freyheit behauptet hatte. Meinen übrigen Freunden gegenüber schwieg ich gern; wir hätten uns doch nicht vereinigen können. Dafür entschädigte ich mich durch lange und lebhafte Kunstgespräche mit ihm, der sehr bald erkannte, was ihm die Kunst gewähren könne, und nun eifrig darauf ausging, für sie einen sicheren Standpunct zu gewinnen, wie solches erfolgt ist. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, fand mein Freund Gelegenheiten, aus den Häusern alter Familien des Landes und anderen Quellen eine bedeutende Gemäldesammlung zu vereinigen. Im verflossenen Jahre hat er von diesen Gemälden einen Katalog ausgegeben, welcher ihm vielen Dank und Beyfall zu Wege gebracht.

Als nunmehr schon ganz erprobte Freunde, beschlossen wir, die Reise nach Neapel gemeinschaftlich anzustellen.

## VI.

## Neapel.

Neapel? — Ey wie so Vieles hat man nicht schon davon in Poesie und Prosa! — Nur stille, lieber Leser; nicht das alte Lied, nicht die Topographie der Stadt und ihres Landgebietes, noch das Verzeichniß der neuesten Ausgrabungen; nein, nein, nur von dem will ich erzählen, was ich selbst an dieser Stelle gefühlt und gedacht habe. Es ist nicht so gar Viel; doch wenigstens nicht das Alte.

Vorerst der Weg. Auf dem schöneren, am Garigliano hin, wird man gemeiniglich todtgeschlagen; daher wählt man lieber den anderen durch die pontinischen Sümpfe. Freylich stehen auch diese nicht eben in gutem Rufe; doch nimmt es Jedermann viel lieber mit etwas schlechter Luft auf, als mit den Banditen, oder dem Teufel selbst.

Ehe wir die Sümpfe betraten, nahmen wir zu Velletri ein leidliches Nachtlager; zum Verdrusse

eines vorwitzigen Einquartierten neugallischer Nation, dem die Wirthin zeigen wollte, daß sie Römerin sey und Charakter habe; welches hier nicht vortheilhafter sich darlegen ließ, als durch die entschlossenste Verweigerung reinlicher Betttücher. Die stolze Frau zog uns in ihr Vertrauen; gegen den gemeinschaftlichen Feind schließt man sich leicht zusammen. Der Franzose mußte sich in die Umstände fügen, weil er ganz allein war; drohte indeß, sich zu rächen, wenn er dermaleinst mit seinen Reihen hier einmarschiren werde; was nie geschehen seyn muß, da unsere Wirthin ihre That noch langezeit überlebt hat. Durch ganz Italien wurden dazumal die Deutschen wohl angesehn und im Kleinen bey jeder Gelegenheit begünstigt; hingegen waren die Franzosen gehaßt. — So veränderlich sind die Menschen, und, zu ihrer Entschuldigung muß ich hinzusetzen, auch die Verhältnisse und Sachen.

In Terracina fuhren wir durch die neue Vorstadt ein, welche unter den Auspicien Pius VI. ganz so angelegt ist, wie die kleinen Residenzen der Rheingegend, oder americanische Colonieen. Die Sumpfluft gehet daher ganz frey hier aus und ein, was

die neuen Häuser Sommers ganz unbewohnbar macht. Die Meisten flüchten sich in dieser Zeit hinauf zu den Bewohnern des alten düsteren Felsennestes. — Hier sieht man zuerst ein Palmenwäldchen; doch in betrübtestem Stande, weil es alljährig seine Zweige zum Feste der Palmen nach Rom abliefern muß. An der napolitanischen Seite des Ortes verändert sich der Charakter des Landes; die Sumpfpflanzen und saftigen Gräser verschwinden. Dafür treten schönblühende Gesträuche hervor. Die vollen Massen hochrother, feurig gelber und weißer Blüthen breiteten jetzt, im April, über dem wilden Fels- und Geröllboden einen prachtvollen, orientalisch glänzenden Teppich aus. Ihm gegenüber das tiefe dunkelblaue Meer in der herrlichsten Bewegung; denn es ist hier sehr offen und an den vorragenden Felsen die Brandung stets lebendig, oft fürchterlich.

In Fundi begegneten wir einer vollständig eingerichteten Hungersnoth. Wenige Wochen vor uns war die französische Armee hier durchgezogen, um das bourbonische Haus von Neapel zu verjagen, darauf den erledigten Thron durch ein neues Ge-

schlecht zu besetzen. Das angebaute Land dieser Gegend ist nicht ausgedehnt; hier das Meer, dort ein fast unzugängliches Felsgebürge, jenseit die Sümpfe. Gewiß waren seine Vorräthe nicht groß, wenigstens dem Bedürfniß dieses Augenblickes nicht angemessen.

Noch ein Mal habe ich in Italien eine Hungersnoth erlebt, und zwar eine ernstliche, dauernde, sehr ausgebreitete. Wenn ich beide Erfahrungen zusammenhalte, so drängt sich mir dabey Manches auf, was ich hier aussprechen will.

In keinem Lande der Welt giebt es gleich erhebliche Vermächtnisse, Stiftungen, Verbrüderungen, zur Linderung und Abhülfe der Noth kranker, schwacher, unbehülflicher und verunglückter Menschen. Die Carità ist ein Requisit sowohl des bürgerlichen Ansehns, als der Ansprüche auf künftige Berücksichtigung und Nachsicht. Allein eben, weil jeder zeitig und regelmäßig darauf Bedacht nimmt, dieser Pflicht seine Schuld abzutragen, eben, weil in dieser Beziehung Alles längst seine regelmäßige Form, gleichsam seine Termine und Fristen hat und beobachtet, fühlt man sich in Italien we=

der verpflichtet, noch aufgelegt, zur Abwendung außerordentlicher Uebel eine ungewöhnliche Thätigkeit anzuwenden. Es kann sich ereignen, daß bey eintretendem Mangel dieselbe Person hier die bestimmten herkömmlichen Almosen austheilen, dort ihr eigenes Getraide in Hoffnung noch höherer Preise in den Magazinen verderben läßt; also die Noth im Ganzen mehren hilft, im Einzelnen lindert. Und erkläre man solche Widersprüche nicht etwa aus jener Heucheley, durch welche der Wucher so häufig seine Absichten und Zwecke zu verdecken sucht. Nein, in Italien ist man nicht so fein, glaubt ganz unbefangen, nachdem man der Pflicht genügt, nun auch unverhehlt seinen täglichen Vortheilen nachgehn zu dürfen.

Hingegen giebt es in unserem Vaterlande, Gott Lob, nur in den Hauptstädten organisirte Armenanstalten, wird daher weder das allgemein menschliche Mitgefühl, noch das speciell patriotische jemals ganz eingelullt und zur Ruhe gebracht. Aus welchen Umständen ich mir ableite, daß man großen Unglücksfällen fast ohne Ausnahme, entschlossen und großartig entgegenwürkt. Es ist nicht zu berechnen,

wie Viel wir seit dreißig Jahren der schnellen Aufwallung hülfreicher und milder Gesinnungen zu verdanken haben. Die Unglücksfälle, welche uns betroffen, sind zahllos und, wenn wir sie recht ermessen, ungeheuer. Lange Kriege, Hungersnoth, verderbliche lange Wohlfeilheit, Ueberschwemmungen, Pest. Und doch ist Deutschland das einzige Land dieses Welttheiles, von dem man sagen kann, daß in demselben Niemand im Elende vergeht, wenn nicht durch eigene Schuld. — Möge der Geist der Neuerung, welcher der Geist unserer Tage ist, diese Erfahrung nicht überspringen, wie unzählige andere.

Von Itri, dem malerischen Felsenneste mit seiner ihm gar wohl anstehenden Palme, bis nach Molo di Gaeta, fanden wir überall französische Posten und Patrouillen. Man versah uns mit einer Schutzwache, das heißt, man setzte uns in Contribution. Denn es galt hier nicht Räuber abzuwehren, sondern guerrillas; und hätten die sich gezeigt, so wäre unsere Bedeckung ohne Zweifel ausgerissen. Die Banden des Fra Diavolo hatten sich in Achtung gesetzt. Bis zum Tode des Commandanten von Gaeta, des braven Prinzen

von Hessen Philippsthal, brach dieser gewandte und kühne Partheygänger stets glücklich durch die Postenkette des französischen Belagerungsheeres. Ihm zu begegnen, machte der Prinz an verabredeten Tagen einen Ausfall; bey solchem bewaffneten Zusammenkommen wurden Unternehmungen verabredet und Kriegesmittel des Streifcorps ergänzt. Leider war's ein ruhiger Tag. Andere Reisende haben das Glück gehabt, auf eine halbe Stunde dem Gefechte ziemlich gefahrlos zuzusehn. Denn man war loyal, und respectirte die Neutralität. Für den Verdruß, welchen **Fra Diavolo** damals den Franzosen gemacht, haben diese sich gerächt, indem sie ihn als einen gemeinen Strauchdieb auf die Bühne setzten. Allein, was sie uns sagen und singen mögen, so ist er doch ein patentirter, anerkannter, und in seinem Fache sehr achtenswerther Partheygänger; um so achtenswerther, als die Sache verzweifelt und das Material das schlechteste war.

Es ist der Geschmack unserer Zeit, poetische Illusionen zu verstärken, indem man sie an Thatsachen und bekannte Namen anknüpft. Ob die Poesie

dabey gewinne, darüber möge sie selbst entscheiden. So Viel aber sehe ich klar, daß man der Menge hiedurch die Geschichte verwirrt und viele ehrliche Leute unverdient um ihren guten Namen bringt. Vielleicht ist es eben dieses, was der Welt daran gefällt und Vergnügen macht. Nur zu!

In Molo wimmelte es von **Soldatesca**; kein Bette, nicht einmal ein Stuhl zu erhalten. Doch führte man mich in eine Kammer ohne Mobilien, in welcher ein großer Haufe frisch aufgenommenen Knoblauches aufgehäuft lag, und mir zur Streue dienen sollte. Wahrscheinlich hatte man die köstliche Würze dem Diebesfinger der französischen Leckerzähne im nahen Lager entziehen wollen; denn die Erndte war vorzeitig, der Stoff noch grün und von kräftigem Geruche. Ich öffnete die Seitenthüre, welche zum flachen Eßtrich eines niedriger angelegten Nebenhauses führte. Ah! es reichten mir die blühenden Orangen bis an die Hand; und es führte ein frischer Seewind, welcher die nahe Brandung in wohltönender Bewegung erhielt, den vollen balsamischen Duft mir entgegen von dieser nächsten, von allen daranstoßenden und ferneren Orangenpflanzungen.

Schade, daß Mondschein fehlte; dann hätte dabey sich schwärmen lassen. Er wurde unvollständig genug repräsentirt durch einige achtzehn Pfünder der Festung, welche von Zeit zu Zeit ins Blinde hinein gelöst wurden, wohl mehr, um zu zeigen, daß man nicht schlafe, als in der Hoffnung dem Feinde Schaden zu thun.

In meinem Duftbade wollte ich anfangs mir die Empfindungen Derer vorspiegeln, welche zu Gibraltar den Wohlgeruch der maroccanischen Orangenwälder, obwohl verdünnt in salziger Luft und höchst vergeistigt, an schönen Abenden einzuathmen lieben. Allein mit diesen Selbsttäuschungen ist es überhaupt gar nichts. Die unzähligen Kelche waren und blieben mir nahe und dufteten mit einer durchbohrenden Kraft. Ich flüchtete zu meinem nicht schmeichelnden, doch gesunden und redlichen Lauche zurück; und zuletzt, als der ehrliche Geselle mir zu nahe zu kommen, vertraulich zu werden schien, halb entrüstet in das Vorhaus, um Flöhe zu knicken und militärische Flüche anzuhören. In dieser leichten Beschäftigung verging mir die Nacht und ward

es Tag, als ich eben begann, auch an diese Lebensweise mich zu gewöhnen.

Wie gern möchte ich an dieser Stelle gewohnt haben, als noch ein Volk daran sein Wesen trieb, welches luftige Schatten, frisches Wasser, eingerichtete Wohnungen zu schätzen verstand; sich täglich wusch und reinigte; Flöhe, Wanzen und anderes Ungeziefer vertilgte. Ich glaube, daß Cicero auch in hiesiger Gegend mit jener Frugalität eingerichtet war, welche seine Briefe an den Tag legen. In unseren Tagen möchte er schon für einen Prasser gegolten haben. Doch Einiges mußte er schon des Anstandes willen thun, um in der besten Gesellschaft jener Tage seine Stellung zu behaupten. Woher Cicero, woher überhaupt die **hommes d'Etat de fortune** in jener Zeit so schnell die Mittel zusammenbrachten, standesmäßig zu leben? Ich meine solche, welche daheim blieben; denn bey militärischen Occupationen war es durchaus keine Kunst. — Ach, es ward jenen Leuten in dieser Welt sehr wohl! Freylich nahm es oft genug ein Ende mit Schrecken. Allein, so lange es währte, kannten sie eine Gedrängtheit des Genusses, für

welche wir Modernen kein Maß, ja nicht einmal recht die Fähigkeit behalten haben. — Dieses ganz bey der Sache seyn, hängt offenbar mit ihrer literärischen, mit ihrer Kunstbildung zusammen. Denn, wie bey uns kein Reicher und kein Fürst so prachtvoll in seiner Wohnung eingerichtet ist, daß nicht irgendwo Etwas fehlerhaftes, unbequemes, verschlissenes darin sich anfände, so machen wir Neueren auch nicht so leicht ein Buch, oder anderes Kunstwerk durchaus zu Ende.

In den Reisebeschreibungen von Personen, welche zum ersten Male von ihrem Wohnorte südwärts gehn, heißt es sehr häufig: „Hier giebt es schon Erdbeeren, Spargel und so fort." Das erste, was ihnen in den Sinn fällt, sind die Näschereyen. Wenig fehlte, so könnte ich mich ihnen anschließen; denn es geschah mir, daß meine Wirthin auf das Zimmer kam, sich zu entschuldigen, daß sie den Mittag Erbsen auftragen lasse. Sie sey'n zu groß; allein wir zu spät angelangt, um noch auf den Markt zu senden nach den Neuigkeiten der Jahreszeit. Fast hätte ich nun mich verleiten lassen, den Breitengrad, auf welchem ich Fuß

gefaßt, nach dieser wichtigen Erfahrung abzumessen. Doch besann ich mich eben noch zur rechten Zeit auf die Thatsache, daß in der Nähe sehr großer Städte die Gärtnerkunst dem Clima überall tausend Schnippchen schlägt. In Genua namentlich und in Neapel stellt man die Jahreszeiten nach Belieben auf den Kopf. In Rom freylich dachte man noch nicht an grüne Erbsen, welche erst zu Ende Aprils einzutreten pflegen. Allein daraus folgt noch keinesweges, daß in Neapel der Winter um so Vieles milder sey, als glauben könnte, wer nicht, gleich mir, gehörig Alles und Alles berücksichtigt.

Die nächste Sorge der guten Wirthin, einer Venezianerin und geborenen Feindin der Franzosen, war diese, mich in kürzester Form von ihren politischen Gesinnungen, doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, in Kenntniß zu setzen. Von diesem Gegenstande ging sie zum Erdbeben über; denn ein solches hatte wenige Wochen vor unserer Ankunft die Stadt in Bestürzung versetzt. Die Treppe des Palastes, in welchem diese Wirthschaft nur die Hälfte des dritten Stockwerkes einnahm,

war in der That zwey Spannen weit aus der Mauer gewichen, die Sache demnach ganz ernsthaft.

Die Wohnung war nicht übel belegen und mit ihren Eigenthümlichkeiten versehn. Aus dem Balconfenster übersahn wir den Largo di Castello, Castellnuovo, den Hafen, die Bay, das Vorgebürge von Sorrento und sogar den Vesuv, dessen regelmäßig conische Form, graue Farbe, armseliger Dampf, denn Feuer zu speyen zeigte er sich unaufgelegt, mir stets verdrüßlich geblieben ist. Er ist ein Effectstück, welches nur in gewissem Lichte sich ausnimmt. Ich weiß in der That nicht, weßhalb der kurrige Geselle so viel besucht, besehn und gepriesen wird. Als ein unerträglicher Nachbar, als ein ewiger Schmaucher und Bauchredner, besitzt er meines Erachtens wenig Anspruch auf Gunst, und noch weniger auf christliche Duldung. Ich nahm von ihm geringe Notiz und er selbst schien kaum mich zu bemerken, als ich ihm die Ehre erzeigte, in seinem Bimsteingerölle Schlitten zu fahren. Doch war es pikant, in seinem Bauche herumzuspazieren, ihm nach dem Pulse zu tasten, der warm und lebhaft ging. Er mochte dabey sich

selbst erscheinen, wie Gulliver, als er im Lande der Lilliputen zuerst erwachte und, am Boden angefesselt, dem Gesandten der kleinsten Nation zusehn und, was schlimmer ist, zuhören mußte, welcher auf seiner Nase Posto gefaßt, wie unsere Gesellschaft hier am Rande des Kraters.

Ein Theil der Kunstschätze Neapels war dem Königlichen Hause nach Palermo gefolgt, besonders die Gallerie erheblich verdünnt. Zurückgeblieben waren daselbst, nächst den farnesischen und pompejanischen Antiken, verschiedene Bildnisse von F. Sebastiano del Piombo und Christoph Amberger; beide für diese Meister bedeutend. In Portici hingegen war das pompejanische Museum unberührt; seitdem hat es sich unglaublich erweitert.

Die farnesische Antikensammlung verräth den Geschmack ihrer Zeit und selbst den besonderen der Stifter dieser Sammlung. Hier ist die Venus Kallipygos, hier der gewaltige Herkules, das Vorbild vieler Künstler der Schule des Michelangelo; auch der Toro Farnese; man war im Begriffe, diese Gruppe am öffentlichen Spaziergange aufzustellen. Diese Werke genießen gegenwärtig geringer

Gunst; das Alterthum erscheint uns von schöneren Seiten, als jenen Michelangelisten, welche wohl überhaupt in den antiken Statuen nur eben nach Solchem suchten, was ihrer eigenen Richtung zu begegnen schien. Doch haben ihre Entscheidungen bis auf Winckelmann und noch spätere Zeit dem Urtheil über den Kunstwerth der antiken Werke zur Grundlage gedient; zum Nachtheil der Alterthumswissenschaft, und sogar des Geschmackes.

Besondere Lust machte mir in Neapel die **opera buffa** des **Teatro fiorentino**; sie ist hier recht eigentlich zu Hause. Alles frischer, als an anderen Orten Italiens; der **caratterista**, oder **buffone** lebendiger und kühner; die **parte seria** der Sache so gewohnt, daß sie vermag, das Lachen zu verhalten und sich zu stellen, als merke sie von den Späßen auch ganz und gar nichts. Die Musik war noch gut; das sagt, sie hatte noch Charakter, Ausdruck und Klang. Dazumal dachte Niemand an die Möglichkeit einer Schule, wie jene des Rossini. Doch sollten wir erleben, daß sie nicht allein eingelullt und betäubt, nein auch gefallen hat; ja,

daß sie gepriesen worden, als sey sie die bessere und beste und einzige.

Auf der Seefarth nach Pästum ertappte uns ein localer Gewittersturm, der unserem Boote zu schwer war. Doch zeigte der Steuermann Einsicht, das Schiffsvolk große Ausdauer in höchster Kraftanstrengung, und glücklich erreichten wir noch den Winkelhafen von Torre del Greco, wo 1794 ein Lavastrom sich den Scherz gemacht, die Hälfte des Ortes in ein modernes Herculanum zu verwandeln. Schade darum. Eine moderne napolitanische Landstadt ist der Ewigkeit unwerth. Wir begaben uns von hier zu Lande nach Pästum. Dort sahen wir, was Alle sehn; auf dem Wege geschah des Bemerkenswerthen nur wenig. Auf halber Höhe des Weges zum zertrümmerten Schlosse von Salerno fanden wir eine gemischte Gesellschaft auf dem Rasen auf Türkisch niedergelassen und in aller Fröhlichkeit die Merenda haltend. Ich näherte mich, ward aufgenommen, nach dem Vaterlande befragt und, als Tedesco, nicht allein von den Herrn, nein auch von den Damen mit Nachdruck geküßt, mit Blumen beschenkt und bewirthet. So lieb

war den Leuten diese Landsmannschaft aus Haß der Franzosen. In Salerno giebt es Schönheiten.

Eine herrliche, vom Wetter begünstigte Ausflucht nach Ischia und Capri. Beym Landen erscheint die Insel Ischia reizend. Der Anbau der kleinen Ebene um die Stadt gleichen Namens ist reich und scheint auf ersten Blick sich weiter auszudehnen, als nach der Hand sich bestätigt. Auch ist der Vulcan etwas malerischer gestaltet, als jener Gipfel des Vesuv. Es gefiel mir dort nicht übel. Ergötzlich war der Heimritt von Marano nach Ischia auf ebener, wohlgebahnter Straße. Denn unaufgefordert setzten sich unsere Esel in den schönsten Lauf und brachten im Umsehn uns zur Stelle. Der Lohnbediente, ein **buffone**, hatte ihnen Wein in den Hals gegossen und von dem guten, der auf dieser Insel gedeiht.

In Capri gefiel es mir indeß um Vieles besser. Welche schöne Felsgestaltung! Welche anmuthig begrünte Fleckchen von Fels zu Fels! Mag vom Tiber die Geschichte erzählen, was ihr beliebt, so bleibt doch so Viel gewiß, daß er die Stelle gut gewählt. Ich möchte die Insel auf römisch einge-

richtet gesehn haben. Gewiß war jedes Gebäude an seiner Stelle, in seinem rechten Verhältniß zur Oertlichkeit. Keine Paläste, keine Casernen; aber verstreute Landhäuser, Tempel, Sacellen. Keine englische, keine französische Gärten; doch Bäume, wo sie dem Felsen, wo den Gebäuden vortheilhaft sich anschmiegten, oder das Bedürfniß sie forderte; welches selten einen Uebelstand hervorbringt, weil es sich ankündigt und selbst erklärt.

Wir fanden in Capri französische Besatzung; eine Compagnie, doch, zum Schmerze des Hauptmanns, kein einziges Canon. Der Commandant erzeigte uns die Ehre, uns für verdächtig zu halten und unsere Sicherheit durch eine Ehrenwache zu erhöhn, welche vor dem elenden Gasthause am Strande sich stattlich ausnahm. Am anderen Morgen beehrte er uns mit seiner Gegenwart und erbot sich unser Führer und den Mittag sogar unser Wirth zu seyn, was wir gern uns gefallen ließen. Allmählich sahen wir seine frühere Besorgniß und Zurückhaltung in die unbedingteste Vertraulichkeit übergehn; vielleicht überzeugte ihn die Offenheit unserer Stirnen. Aus Beobachteten wurden wir also Vertraute.

Worin König Joseph und das Generalcommando gegen ihn gefehlt; was zur Vertheidigung der Insel unerläßlich sey und doch nicht gewährt werde; welche Stellen der Insel Landungsplätze gewähren; dieses und vieles Andere ward uns ohne Zurückhaltung mitgetheilt. Er drohte, wenn die Engländer kommen sollen, ehe er Kanonen erhalten, sich ohne Widerstand zu ergeben. In eben dem Maße, als er selbst Beunruhigung und Voraussicht darlegte, zeigten seine Subalternen Gleichgültigkeit, oder Fassung. Er führte uns bergauf, bergab, um die Puncte selbst zu besichtigen, wo man landen könne; unter diesen war auch jener heimliche, einsame Winkel, auf welchen Platen jene unvergleichliche Idylle, der Fischer auf Capri, gedichtet.

Nur vierzehn Tage nach unserer Anwesenheit kamen die Engländer, von der Insel Besitz zu nehmen. Der Commandant wollte, was er gedacht haben mochte, selbst ohne Canon, denn es war ausgeblieben, sein Bestes versuchen. Bey dem Gefechte, welches der Uebergabe voranging, ward er gleich anfangs durch einen Schuß getödtet, worauf die kleine Besatzung die Waffen gestreckt und

ohne ferneren Widerstand die Insel übergeben hat. Als ich diese Nachricht vernahm, trat der kleine bewegliche Mann mir hell ins Gedächtniß, in seiner emsigen Aengstlichkeit, verdachtvollen Vertraulichkeit, unruhigen Ergebung in das Unvermeidliche. Ihm gegenüber sah ich die übrigen Offiziere, welche in ihrer Sorglosigkeit seine Befürchtungen kaum zu beachten schienen. Da schien es mir, es gehöre die Begebenheit in die Ordnung und Classe der Vorgefühle, wo ich sie lassen will.

---

## VII.

## Römische Erinnerungen. Heimreise.

In Neapel sieht man aus der Zeit derer von Anjou und Aragonien stattliche Schlösser und Kirchen. Nach der Hand barbarisirt sich die Architectur; sogar das königliche Schloß schillert ins Spanische, wie zu Mayland der Palast des Erzbischofs und manches andere. Die gemeinen, sieben bis zehnstöckigen, beworfenen, weißlichen Häuser, mit plattem Eßtrich, ohne vorspringendes Glied, mit unsüdlich vielem Gefenster, waren und blieben mir stets in der Seele zuwider. Als ich auf dem Rückwege bey Rom die hohen, derbverzierten Gartenthore wiedersah, sie waren von jener karyatidischen Pupazzenart, so lachte mir im Leibe das Herz. Wie viel erfreulicher, dachte ich, solch ein Paar vierschrötiger Flegel vor sich zu haben, als jenes glatte, nichtssagende, weißgelbliche Zeug, was hinter mir lag.

In Rom hatte ich den Pfarrer all' anima kennen gelernt, Herrn-Thaney, einen rhätischen Tyroler der Gegend von Meran, welcher im Hause des preußischen Gesandten Unterricht ertheilte. Seither ist dieser wackere Mann in Pamphlets und nach Art der modernen Poesie, selbst auf den Brettern in dem Charakter eines aus purer Bosheit boshaften Mannes aufgeführt worden; ein Charakter, welcher überhaupt nur in der Einbildung vorhanden ist, da unseren Sünden beyweitem mehr Schwäche, des Gemüthes und Geistes, zum Grunde liegt, als consequente Teufeley; zu welcher letzten mehr erforderlich seyn möchte, als uns armen Menschen verliehen ist. Genau genommen sind diese Fratzen, des Einbildens nicht einmal werth, könnten wir diese Maske in der Tragödie ganz wohl entbehren. Unter allen Umständen scheint es mir Pflicht, über die Lebensverhältnisse des schon verstorbenen Mannes mitzutheilen, was mir zur Kunde gekommen ist, und seine Ehre, so viel an mir liegt, zu beschützen.

Der Pfarrer Thaney war ein Tyroler vom damaligen Schlage: dem Hause Oesterreich bis zum

letzten Blutestropfen ergeben; der römisch katholischen Kirche manierlich und pflichtmäßig zugethan, das ist, ohne entschiedenen Hang zur Schwärmerey. In dieser letzten Beziehung hatte das Politische bereits in ihm allen Raum ganz eingenommen.

Nach dem Unglücksjahre 1805, dessen Ereignisse so leicht kein Anderer tiefer gefühlt und betrauert hat, als Thaney, bildete der französische Kaiser aus österreichischen Gefangenen eine deutsche Legion, oder Brigade (des Namens entsinne ich mich nicht), welche, hübsch gekleidet und vortrefflich gehalten, auf ihrem Durchmarsche nach dem Königreiche für einige Tage bey Rom ihr Lager aufschlug. Man beabsichtete, den jungen Leuten die Vortheile der Veränderung fühlbar, den neuen Dienst durch Nachsicht angenehm zu machen; gestattete ihnen daher in Abtheilungen nach Rom zu gehn, sogar nach Gutdünken in der großen Stadt sich zu zerstreuen.

Dem Pfarrer war es ein Dorn im Herzen, diese deutsche Jugend in französischem Solde zu sehn. Da verfiel er auf den sonderbaren, nutzlosen, doch in seiner Art ganz gigantesken Plan, von diesen Truppen möglichst viele Einzelne zur Desertion zu

bewegen. Rastlos schwärmte er in Rom umher und überraschte bald Einzelne, bald ganze Gruppen durch seine natürlich=eindringliche Beredsamkeit, auch wohl durch die Vorspiegelung leichtester Ausführbakeit, welche einer geworbenen Soldatesca wohl immerdar sehr anlockend erscheinen mag. Seine zahlreichen Proselyten (man hat mir gesagt, er habe es bis auf sechshunderte gebracht, was ich jedoch nicht verbürgen will) wurden schnell mit bürgerlicher Kleidung, verändertem Haar und Bartschnitte versehn, darauf versteckt gehalten, bis man ihnen Pässe verschafft; worauf sie, als Handwerksgesellen, oder unter anderem Vorwänden, ziemlich gefahrlos in die Heimath zurückwanderten. — Ich selbst mußte einstmals einen österreichischen Schneider einige Tage lang bey mir verborgen halten. Diese Condescendenz in Thaney's Wünsche war nicht durchaus nach meinem Geschmacke; denn ich halte nicht Viel von diesem Treiben und Sammlen im Kleinen und Einzelnen. Doch war es mir interessant an dem armen jungen Menschen zu studiren, in wie weit die Furcht sich extenuiren, in der Zeit sich ausdehnen könne. Die seinige war

eben so groß, als unerschöpflich. Früher hatte ich die Furcht mehr für Affect, als Leidenschaft gehalten, gemeint, sie müsse durch das Medium der Verzweiflung in Apathie übergehn. Nunmehr aber war ich gezwungen, ihr einzuräumen, daß sie ein dauernder, ein leidenschaftlicher Zustand seyn könne; was ihr viel Ehre bringt.

Der Krug geht in allen Dingen so lange zu Wasser, bis er bricht. Nach fünf Monathen unausgesetzt glücklicher Erfolge ward denn endlich auch Thaney so kühn, setzte er so ganz alle Vorsicht zur Seite, daß man in ihm den Anstifter so gehäufter Desertionsfälle erkannte und der päbstlichen Regierung den Befehl abdrängte, ihn einzuziehn. Zeitig gewarnt, auch längst schon auf solche Fälle eingerichtet, hielt er sich eine Weile versteckt, um alsdann verkleidet in sein Vaterland zurückzukehren. — Wenn ich erwäge, wie viele hundert Personen von diesen Dingen unterrichtet waren, wie offenbar und grob sie betrieben wurden; so sehe ich wohl, daß eine Regierung Nichts in dem Maße zu vermeiden hat, als eine so verbreitete Erbitterung und Abneigung, daß gegen sie jede Rivalität und Feind-

schaft der Einzelnen einem allgemeinen Einverständnisse Raum giebt. Was haben denn auf die Länge dem französischen Kaiserreiche alle die kostbaren Anstalten genützt, wodurch man die Herrschaft für eine halbe Ewigkeit zu begründen hoffte? Einige Intriguen zu hintertreiben; sehr wohl; doch nicht jene allgemeine Widerwilligkeit zu unterdrücken, welche bewürkt hat, daß bey der ersten sich darbietenden Gelegenheit jeder Einzelne durch Wünsche und Thaten nach seiner Kraft und Fähigkeit die Auflösung des Reiches der Usurpation und Gewalt zu befördern gesucht.

Thaney war aus einer guten und begüterten Familie des Engadin. Früher hatte er für den Handel sich bestimmt, war darauf, noch Lehrling, vom patriotischen Eifer hingerissen worden, im Jahre des schweizerischen Feldzuges dem tyrolischen Aufgebote sich anzuschließen. Er hatte daher einen leichten Anflug militärischer Gewohnheit und Erfahrung, und schien am Kriege, dessen er gern erwähnte, Geschmack zu finden. Dieses, wie selbst die Veranlassung seiner Flucht aus Rom, mußte ihn seinen Landesleuten empfehlen. Gewiß ward

er nicht lange nach seiner Rückkehr als Pfarrer angestellt.

Bey den Menschen hat nicht bloß das Gesicht, nein auch das Schicksal häufig eine Physiognomie, einen allgemeinen Charakter. So war denn auch unserem Pfarrer nicht vergönnt, des ruhigen Umlaufes täglicher Pflichten auf lange froh zu seyn.

Das Engadin gehört seit undenklicher Zeit in kirchlicher Beziehung zum Bißthum von Chur. Nun mußte es damals irgend einer Civilautorität durch den Sinn fahren, das Ländchen, eigenmächtig und ohne Vereinbarung mit den zukommenden Behörden, dem Bißthume von Brixen unterzuordnen. Auch die Geistlichkeit hat ihre Legitimität; und wahrlich scheint es mir mindestens consequent, daß jene des Engadin der neuen Anordnung nicht ohne Roms und Churs Bewilligung sich unterwerfen wollte. Das ganze Vorhaben war ohnehin nur eine jener vielfältigen Effloreſcenzen des Nivellirungs- und Arrondirungssystemes; doch könnte freylich der Bischof von Chur der baierischen Regierung Verdruß und Anstoß gegeben haben, worüber Nichts überzeugendes zu meiner Kunde gelangt ist.

Thaney trat, wie zu erwarten stand, auf die Seite der Opposition, ward daher seiner Stelle entsetzt und genöthigt, sich in das väterliche Haus zurückzuziehn. Dort versank er ganz in seine Studien, und blieb auch nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1809 verschiedene Monathe ein ruhiger Zuschauer jener stürmischen Ereignisse, welche bekannt sind. Endlich führte ihn ein Privatgeschäft nach Innspruck, wo eben damals Andreas Hofer mehr noch das Idol, als der Führer des Aufstandes war.

Dieser höchst merkwürdige, fromme, gute und edle Mann, welcher in der Zeit seines Ansehns viel Milde und Billigkeit gezeigt, der ohne Haß, Rache, Begierden, doch zugleich ungebildet, unerfahren und mäßig war, ließ was an Bericht und Befehl und Correspondenzen in seinem eigenthümlichen Stabe vorkommen, oder nicht zu umgehen seyn mochte, durch einen jungen Kaufmann aus Botzen expediren; er hieß Giovanelli.

Von Giovanelli eingeführt, näherte sich Thaney dem Manne des Tages und faßte für ihn so viel Liebe und Hochachtung, daß er beschloß, ihm sich

anzuschließen, ihm durch seine größere Welt- und Geschäfts-Erfahrung behülflich zu seyn. Die Sache der Tyroler war damals bereits im Sinken; daß Thaney nun erst daran Theil nahm, mochte auffallen, erklärt sich indeß befriedigend aus jener Bizarrie des Charakters, welche in Rom ihn zu jenen eigenthümlichen Unternehmungen verleitet hatte. Er folgte keinem Plane, nur seinem Gefühle; welches nie lebhafter, nie aufgeregter war, als wann die Sache seiner Wahl beynahe verloren zu seyn schien. Ein kluger, besonnener Mann zeigt sich stets im Gefolge des Glückes; ein Enthusiast, wo Schläge zu holen sind.

Thaney blieb bey Andreas Hofer bis zu dem Tage, als ihn die letzten verließen; auch diese längst nicht mehr Aufgebot, nur junge, heerdlose Leute. Vorher hatte er zwey Male in das Hauptquartier des Vicekönigs von Italien sich begeben, zweymal in Auftrag eine Capitulation abgeschlossen, welche dem Hofer, zugleich mit der gesammten Landschaft, Amnestie, Sicherheit der Person und des Eigenthumes, gewährte. Allein in dem wilden Haufen, der Hofern als einen Gefangenen hielt und um-

gab, hatten bereits alle Bande sich aufgelöst. Jeder that, was ihm gefiel; weßhalb beide Male der Vertrag von eigenwilligen Leuten gebrochen, das Feuer auf der ganzen Linie erneut wurde. Der Verzögerung müde, oder aufgebracht durch den zweymaligen Treubruch, ließ der französische Befehlshaber vorrücken; worauf das Gesindel schnell verstob, auch Hofer und Thaney sich flüchten, verbergen mußten. Der Pfarrer suchte seine Heimath zu erreichen; Hofer verbarg sich im hohen Gebürge, wurde erspäht, gefangen und zu Mantua erschossen. Das Urtheil gründete sich auf die Verletzung jener Verträge; die Absicht war, ein Beyspiel der Strenge zu geben und einen Namen zu vernichten, dessen Klang noch immer gefährlich schien.

Eugen hatte dem Könige von Baiern, seinem Schwiegervater, des Pfarrers Eifer gerühmt, den Frieden, die Beruhigung des Landes ohne ferneres Unheil zu Stande zu bringen. Man war damals in Baiern aufmerksam geworden auf Mißgriffe und Versehen, welche unstreitig den Aufstand der Tyroler befördert hatten, suchte daher gut zu machen,

was etwa noch wieder einzurichten möglich war. Auch Thaney war verfolgt worden, hatte rechtmäßige Vortheile eingebüßt. Zugleich als Entschädigung und Gunstbezeugung erhielt er daher ein mäßiges Geldgeschenk; aus dessen Empfang auf Verhältnisse geschlossen wurde, welche nie statt gefunden haben und an sich selbst aller Wahrscheinlichkeit entbehren. In solchen Zeiten durchaus mißglückter Unternehmungen sucht man gewöhnlich nach einem Gegenstande jenes unbestimmten Mißmuthes, den das Bewußtseyn verschwendeter Opfer hervorzurufen pflegt. Nicht die Nothwendigkeit, nicht das Mißverhältniß materieller, oder geistiger Kräfte; sondern Versehen, Verrätthereyen, Dummheiten, einzelner Personen, sollen an dem Mißlingen dessen Schuld seyn, was nur mißlungen ist, weil diese Frucht schon in dem Keime der That verborgen lag. Es erklärt sich daher ganz bequem, daß leichtsinnige Leute auch im Tyrol eine Weile gesagt und wiederholt haben, daß Thaney den Hofer verrathen. Allein sehr bald ist man von diesem Gerede zurückgekommen. Giovanelli, der wohl davon unterrichtet seyn konnte, hat mir, als ich ihn eben

deßhalb zu Botzen in seinem Weinberge besuchte, die bündigste Versicherung gegeben: daß Nichts in der Welt erlogener seyn, der inneren Wahrscheinlichkeit und äußerer Zeugnisse gründlicher entbehren könne, als was Bartholdy in Bezug auf Thaney leichtsinnig aufgenommen und noch viel leichtsinniger in den Druck gegeben hat.

Thaney hat die Geschichte des tyroler Aufstandes vom J. 1809 geschrieben; sie ist noch ungedruckt; doch habe ich die Handschrift gelesen. Leider beruhte seine deutsche Bildung einzig auf der Lectüre jener zahlreichen politischen Pamphlets, welche die unglücklichen Ereignisse der Jahre 1805 und 1806 hervorgerufen hatten. Daher war er auf den unglücklichen Einfall gerathen, in dieser Geschichte die äußere Form der berufenen vertrauten Briefe nachzuahmen. Er war nicht davon abzubringen; und die auffallende Geschmacklosigkeit jener überall den Faden abreissenden, inhaltleeren Erwiederungsbriefe, mag es ihm so schwer gemacht haben, für das Manuscript einen Verleger aufzufinden. Allein die Entwickelung der Begebenheit, die Schilderung der Situationen, Stellungen, Ge=

fechte, besaß ein so gesteigertes Interesse, eine solche Anschaulichkeit, als nur unter gleichen Umständen dem Historiker jemals erreichbar seyn wird. Thaney liebte den Andreas Hofer schwärmerisch, und führte dessen Umlaufsschreiben, den Aufruf zum zweyten Aufstande des Landvolkes, gleich einer Reliquie mit sich umher. Ich habe es gesehn. Ein Läppchen Papier, beschrieben mit wenigen, doch ihren Sinn richtig ausdrückenden, das Gefühl treffenden Worten. Die Handschrift verrieth wenig Uebung; allein Entschiedenheit. — Ich setze voraus, daß der Zettel von seiner Hand geschrieben war, denn gewiß ist es mir nicht.

Es war im Jahre 1806; das deutsche Reich aufgelöst; das nördliche von nahem, bedenklichem Kriege bedroht. Ich konnte der trüben Ahndungen, welche so frühe sich erfüllen sollten, soviel ich rang, nicht Meister werden, sammelte daher in Rom meine Zeit, tränkte mich noch ein Mal in Raphael's, in Michelangelo's Werken, durchlief wiederholt die Museen und Villen, die Trümmer und was sonst mir nahe gekommen, mich erfrischt und gestärkt hatte.

Auch Ludwig Tieck entschloß sich zur Heimkehr; dieser Umstand half mir zu einem ungemein erwünschten Reisegefährten. Wir schlugen über Florenz, Parma und Mayland die schweizerische Straße ein, weil Tieck in S. Gallen, Zürich und Basel Handschriften einzusehen hatte, ich selbst mir willig den neuen Weg gefallen ließ.

In diesen Monathen unseres Beysammenseyns hatte ich Zeit und Gelegenheit den ganzen Umfang seiner geselligen Tugenden Schritt für Schritt mir auszumessen. Viel Herrschaft über sich selbst, gleiche Laune, Heiterkeit selbst unter körperlichen Leiden, feiner Witz, Beobachtungs- und Mittheilungsgabe, stete Vergegenwärtigung alles Erlebten, Erfahrenen, Erlernten, Gedachten; schon so Vieles, und doch muß ich hinzufügen: Jugendlichkeit und Frische der Empfindung bey Allem, was an uns vorüberging. Es ist tröstlich, daß man einander so verstehen und würdigen kann, ohne durchaus dasselbe zu wollen und zu betreiben; übereinstimmen, ohne doch eins zu seyn. Ueberhaupt sind dem menschlichen Daseyn so große Güter verliehn, daß man sehr wohl damit sich begnügen und reichlich

haushalten könnte. Geschieht es nicht, so liegt es mehr an einem Mangel der Uebersicht, als an der Dürftigkeit der Vorräthe.

In Parma verweilten wir einige Tage, dem wundervollen Antonio Allegri da Correggio unseren Respect zu bezeugen. Es ist belohnend, zur Höhe der Kuppel hinanzusteigen, und aus jenen korbähnlichen Gittern, den Kopf fest aufgelegt, die seltenen Dinge, welche Correggio daran gemalt, in der Nähe sich anzusehn. Die Apostel, in ihrer gigantischen Größe und perspectivischen Berechnung, nehmen sich an dieser Stelle erschrecklich aus. Von unten her unterscheidet man sie nicht, weil die Kuppel für ihren Durchmesser zu hoch liegt, zu schwach beleuchtet ist. Dort oben so wenig, weil sie, vielleicht thörichter Weise, auf jenen tiefen und entfernten Standpunct berechnet und angelegt sind; und, befürchte ich, nach einem fehlerhaften Grundsatze der Perspective. So Viel sah ich nun wohl ein, daß Correggio **a fresco** den Pinsel mit eben dem Feuer, mit eben dem musikalischen Zuge der Hand geführt habe, als sonst in seinen Oelgemälden. Fielen doch die ungeschlachten Fleisch- und Gewandmassen im-

mer noch angenehm ins Auge, weil sie ganz in einem Gusse gemalt waren, Ton in Ton sich verschmolz, die Spiele des Pinsels den Sinn bezauberten. — Noch ein Anderes fiel mir hier auf: daß Coreggio, wenn auch nicht so viele Bildung, doch beyweitem mehr ursprünglichen, angeborenen Sinn für Schönheiten der reinen Gestalt besessen, als selbst Raphael und Michelangelo. Die Engel, welche, wie zur Beruhigung des Auges, unverkürzt um den Rand des Grabes umherstehn, möchten in den allgemeineren Lineamenten, oder in Formenschönheit (formositas, *εὐμορφία*) bey den Neueren ihres Gleichen nicht haben, obwohl es ihnen im Einzelnen an völliger Ausbildung fehlt. — Coreggio war ein Kleinstädter; ihm fehlte, zwar nicht so viel, als Vasari erzählt, doch immer ein Gönner, dessen Ansprüche seinem Talent, dessen Belohnungen seiner Leistung in allen Stücken entsprochen hätten.

Noch besahen wir jene kleinere Kuppel, Christus und die Apostel, deren Anordnung um Einiges alterthümlicher ist, auch Fragmente von schon zerstörten Mauergemälden; allein, wie sehr ich den Erz-

bischof ersuchen mochte, so gelang es mir doch nicht, durch die Clausur in das Kloster S. Paolo einzudringen, dort die berühmte Götterlaube zu besehn, welche Rosaspina gestochen hat. Ueber Coreggio ist neuerlich Verschiedenes auf dem rechten Wege, d. i. aus den Urkunden, gesammelt worden. Ich entsage dem Kützel, hier zu prüfen, in wiefern er mehr Lob, mehr Tadel verdiene. Unstreitig ist er eines der üppigsten Erzeugnisse der menschlichen Natur; überschwellend im Wuchse, gleich den Pflanzen, welche bey warmer Sonne auf feuchtem und reichem Boden sich entfalten. — Ist nicht in seiner breiten, das Auge mit sich fortziehenden Pinselführung Etwas dem üppigen Pflanzenwuchse verwandtes und ähnliches? — Auf sein Gefühlselement gebe ich wenig. Es mag dessen Princip ursprünglich ächt seyn; doch mit den Jahren ist es bey ihm, verzeih' mir's edler Leser, zur stehenden Manier, zur Larve ausgeartet. Er gleicht in diesem Stücke dem Andrea del Sarto.

In Mayland die Brera noch im Entstehen. Die Sammlung Melzi zeigte mir deren noch lebender Begründer in Person. Sie ist gegenwärtig im

Besitze seines Neffen. Das Abendmahl von Lionardo enthielt noch immer Einiges alte; seitdem ist es fast ganz a guazzo übermalt worden. Ich habe in späteren Jahren mich eine längere Zeit in Mayland aufgehalten; also davon ein anderes Mal.

Die Fahrt über den langen See, man sollte ihn den winterlichen nennen, war mir sehr unbehaglich. Der schreckliche schwarze Coloß des Hl. Carl Borromeo! — Mein Gott, wie konnte man nur das Bildniß dieses reinen und frommen Mannes gleich einer Vogelscheuche in den Feldern aufstellen? Wer kann, in der Nähe, an dem Dinge mehr sehen, als etwas verwittertes Gestein; und in der Ferne läßt er nun auch ganz abscheulich. Um in großer Ferne colossale Gegenstände erkennbar und erträglich aussehn zu machen, muß man der Figur beynahe architectonische, sehr scharf ausgemerkte Lineamente geben; allein hier ist auch gar nichts, als verworrenes, gleichsam malerisches Gefälte.

Und als wenn Alles, woran der Name Borromeo hängt, recht widrig ins Auge fallen müsse, nun weiter oben die wunderlich zugeschnitzelten Terrasseninseln, **isola madre** und **bella** (welche letzte

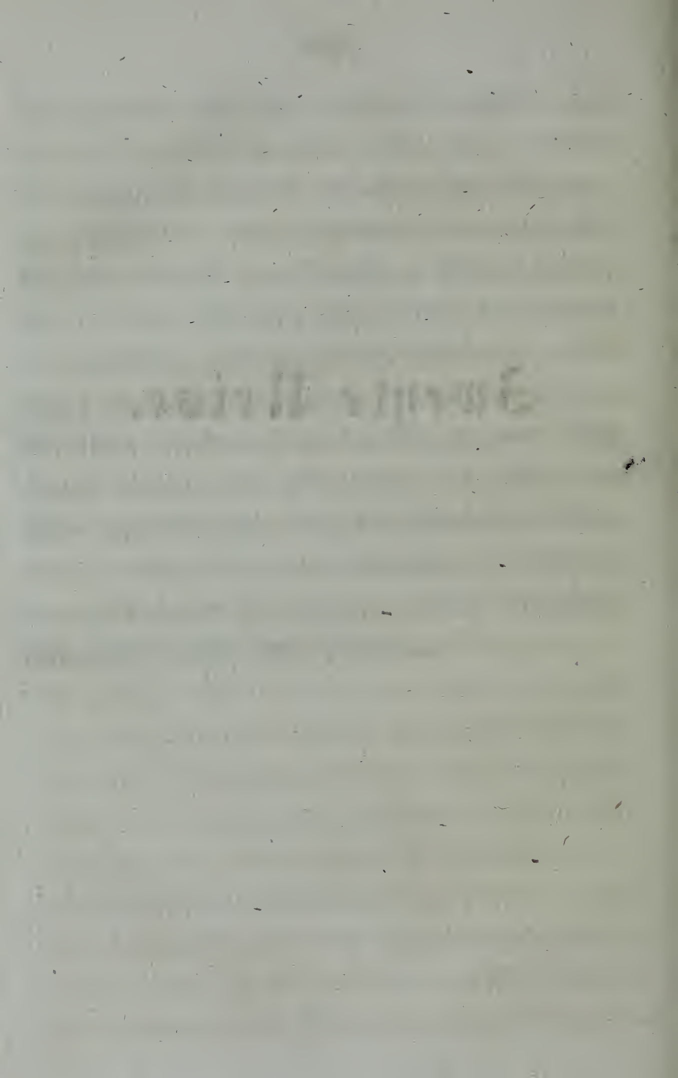
ihren Namen mit Unrecht trägt) mit ihren casernirten Palästen und Gebäuden so blank und nackt dem finsteren waldigen Gebürge gegenüber. Welch eine Geschmacklosigkeit, Wildheit mit künstlerischen Verkrüppelungen so ganz ohne Uebergang zusammenzustellen!

Das Thal des Ticino, eng, finster, voll frischer Felsentrümmer. Die Wasserfälle bisweilen so hoch, daß sie nicht bis zum Boden kommen und in der Luft sich verflüchtigen. Oberwärts wird es immer nördlicher; doch ward es mir besser in dem offneren Thale, wo magere Wiesengründe, dürftiger Tannenwald, allein gelegentlich hübsche Durchblicke auf höhere, ganz entblößte Gebürgskuppen. Ich dachte mir, wie dem Südländer zu Muthe seyn möge, der von dieser Seite her gen Norden zieht. Abwärts, die Reuß entlang, gewinnt das Land ein schöneres Ansehn. Die hohen Nußbäume in der Nähe der Wirthschaften beleben das Land ungemein. Sonst sieht man nur Nadelholz. Es war mir nicht unlieb das deutsche Wesen wieder anzusehn. Es zeigt sich hier nicht eben im schlimmsten Lichte. Eingeschifft zu Flüelen; es ist doch ein herrlich

Berggewässer dieser See der vier Waldstätte; und nicht arm an Erinnerungen. — Wie klein der Punct seyn kann, von welchem die allgemeinsten Würkungen ausgehn! — Hier gestaltete sich in neuerer Zeit der rechte Begriff vom Dienste zu Fuß; hier der von ländlicher Freyheit; denn früher kannte man nur städtische. — Ueber Zürich, St. Gallen, Constanz, die Waldstädte, Basel. Mit dem Besuche des letzten Ortes war ich sehr einverstanden, weil Hanns Holbein hier eine lange Zeit gelebt und Vieles gearbeitet hat. Auf der öffentlichen Bibliothek eine Sammlung von Zeichnungen und Gemälden ihres großen Mitbürgers; obwohl interessant, doch nicht durchhin vom Allerbesten.

---

# Zweyte Reise.



## I.

## Veranlassung.

Meine Ahndungen kamen nur zu bald in Erfüllung. Zehn Jahre vergingen unter wechselnden, oft sehr bedrohlichen Schicksalen. Einen nicht kleinen Theil dieser Zeit habe ich in Baiern verlebt, wo die Nähe des Gebürges versprechend war, und im Volke dessen gesunde Natur mir gefiel. Von Haus aus ist der Deutsche eine gutartige Creatur; allein, wenn seine Leidenschaften einmal geweckt sind, geht er in der Bosheit sehr weit, erscheint er um so gehässiger, weil er aus seinem früheren Zustande die Maske der Offenheit meistentheils beybehält. Man sehe nur einem italienischen Schelmen ins Gesicht; sey er so fein er wolle, so verräth ihn dennoch irgend ein Zug des Gesichtes. Er ist daher genöthigt zu sophistischen Künsten seine Zuflucht zu nehmen, zu überreden, weil er nicht überzeugen kann. Allein unter den Deutschen habe

ich gerade bey den eminentesten Schurken bald den Anstrich plumper Gradheit, bald den, süßlicher Gutmüthigkeit angetroffen. Selten weiß der deutsche Schelm durch Scheingründe zu überreden; doch immer die Wachsamkeit durch jene Larve einzuschläfern. Daher bemühen sich die escrocs in England für Deutsche zu gelten und deren Gesicht anzunehmen; daher gelingt den Abentheurern unserer Nation in Frankreich und Italien so manche List. In Baiern, wollte ich sagen, ist die Bosheit nach deutscher Art weniger gemein, beynahe, nur eine fremde Ansiedlung, was mir das Volk, wie jenes Bergwesen das Land so lieb machte, daß ich eine Weile mit dem Gedanken umging, darin mich niederzulassen.

Welcher Reisende nur an Berg und Thal und die äußere Einfassung des Menschenlebens sich gehalten, wird sonder Störung von Zeit zu Zeit an bekannte Orte gehen und des Alten friedlich genießen können. Doch, wenn man unter den Menschen sich eingewohnt, heimathliche Empfindungen hat in sich aufkommen lassen, ist nichts so bedrückend, als nach längerer Abwesenheit an den Ort

seiner Wahl zurückzukehren. Ueberall stößt man da auf Lücken und Veränderungen; denn mit den Menschen geht es rasch auf und ab. So ereignete es sich, daß ich nach mehrjähriger Abwesenheit in München eingetroffen, dort vergeblich wiederum vertraut und heimisch zu werden mich anstrengte. Im Umsehn war meine Gesellschaft zur Hälfte eine andere geworden, als früherhin, und ich lebte in der mir bekanntesten Stadt, als ein Ankömmling, als ein Fremder.

Mancherley wäre zu thun übrig geblieben, auch wenn ich den stätigen Aufenthalt auf meinem Gute, als meinem Wesen und Bestreben unangemessen, vermeiden, wenigstens hinausschieben wollte. Allein unter Allem, was ich mir selbst vorlegte, drängte sich stets Italien mit besonderem Glanze hervor; so daß ich, ehe ich's wußte, schon halb und halb beschlossen hatte, dahin zurückzukehren. Eine Zufälligkeit gab in dieser, wie bey so vielen anderen Sachen den Ausschlag.

Einige thun lieber, was Anderen mißfällig ist. Die Neigung dazu liegt schon in den Kindern, wurzelt also in der menschlichen Natur. Ich selbst

hingegen erinnere mich nicht, schon als Knabe mit schlauem, prüfendem Blicke auf die Eltern und Vorgesetzten nach Verbotenem gelangt, oder irgend Etwas, weil es untersagt war, mit besonderem Ergötzen ausgeübt zu haben. Von früh auf war ich bereitwillig, Anderen gefällig und nützlich zu seyn, was eine Tugend seyn würde, hätte ich darin das Maß zu halten gewußt.

In Weimar hatte ich in der Akademie meines Freundes, des Herrn Hofrath Heinrich Meyer, einen Maler kennen gelernt, welcher alldort ein großes Bild von Philipp Hackert mit vieler Anstelligkeit copirte. Er lieh mir in der Folge Pallette und Pinsel zu einem Studio, welches nicht zu Stande kam, indeß ihm selbst von der Möglichkeit und Zuträglichkeit der Nachbildung von natürlichen Erscheinungen den allerersten Begriff beybrachte. Der junge Mann schrieb mir in der Folge, daß er fleißig nach der Natur studire, und ersuchte mich bei dieser Gelegenheit um Rath. Seine Mutter, schrieb er, habe für ihn ein Capital an die Seite gelegt, von welchem er Reisen machen und die Unkosten seines Aufenthaltes an irgend einem der bekannte=

sten Studienorte bestreiten solle. Meyer rathe ihm, nach Dresden zu gehen. Doch habe er zu erkennen geglaubt, daß ich, in Bezug auf Landschaftsmalerey, dem Aufenthalte zu München den Vorzug einräume. Zugleich ergoß er sich im Preise der italienischen Natur, von welcher das bekannte **liber veritatis** ihm einen Vorschmack beygebracht habe.

Ich rieth ihm nach München zu gehn, weil er dort wahrhaft malerischen Naturscenen so nahe seyn werde. Bey Dresden sey das Land mehr anmuthig, als malerisch. Ich habe dieser letzten Gegend verschiedentlich Unrecht gethan; denn seitdem ich sie specieller kennen gelernt, sehe ich wohl ein, daß es nicht an der Natur liege, nur an den Malern selbst, welche zu viel am Topographischen und Cultivirten hängen, und den vortrefflichsten Landschaftselementen vorübergehn, um nur mit dürftigem Anbau und architectonischen Unformen sich zu beschäftigen. Bey gründlichem Studio und etwas poetischem Geiste, würde in Dresden ein Landschaftsmaler, ohne je die obere Elbgegend zu überschreiten, doch das Vortreffliche leisten, ja sehr weit gelangen kön-

nen. Allein, wer, statt dem Fels, dem fallenden und ruhenden Wasser, den schönen Erd- und Gebürgslinien, dem Pflanzenwuchse, den Baumgestaltungen, den Himmelsgebilden, jedem für sich recht auf den Grund zu kommen; statt über dieses und über Ton und Beleuchtung und so viel Anderes Herrschaft und Meisterschaft sich zu erringen; nur sich begnügt, irgend ein bekanntes Häuschen und Brückchen und sonstige Localität in stammbuchartiger, flüchtiger Behandlung so darzustellen, daß alle Damen des Hauses darin die Fensterscheiben zählen und ihre Zimmer wiederfinden können; nun ja, wird der nicht selbst in Rom dabey stehen bleiben, den Vasi zu commentiren?

Genug, daß in meiner Antwort an Horny eine leichte Andeutung des Vorhabens mir entglitt, nach Italien zu gehn, mit dem Versprechen, in solchem Falle den Künstler in meinem Wagen aufzunehmen und über die Berge hinauszufördern. Er antwortete nicht; ich vergaß die ganze Angelegenheit. Allein, nur zufällig über Weimar zurückkehrend, erfuhr ich bald nach meiner Ankunft an diesem Orte, daß mein neuer Freund auf mich zähle, meiner

schon lange gewartet habe. So kam es, daß ich unerwartet zu einem Begleiter gelangte.

Es war seine erste Reise, er noch sehr jung und von einer trefflichen Mutter und wohlgesinnten Verwandten bey reinem und weichem Herzen erhalten worden. Als wir in Weimar über den Markt fuhren, blickte seine Großmutter zum Fenster hinaus, ihn zu grüßen; er weinte bitterlich im Vorgefühle, daß es ihr letzter Gruß sey. Doch wich die Rührung, nach Art der Jugend, sehr bald jenem Gedränge von Erwartung und Hoffnung, welches den ersten Ausflug in die Welt zu begleiten pflegt. Welche Herrlichkeiten der Reiseneuling sich vorspiegelt! Alles, was seiner Phantasie zu Gebote steht, wird vorwärts verlegt in das Land, welches hinter dem nächsten Horizont belegen ist, und, wie's vorangeht, immer weiter und weiter hinaus in die Ferne gerückt. In den Mährchen lieset man von Leuten, die gehn und gehn, und doch nie von der Stelle kommen. Mit verändertem Namen ist diese die Geschichte jedes Menschen. Jenseit, und wieder jenseit, sucht er die schönste Welt; und gemeiniglich erkennt er zu spät, daß es auf den Stand-

punct ankommt, daß man, so lange der nicht gewonnen ist, unablässig dem Schönen vorbeygeht, ohne deß zu gewahren.

Wir reiseten ohne Aufenthalt bis Nürnberg. Dort verweilten wir einige Tage, um die schöne alte Stadt und ihre Kunstwerke gemächlich zu besichtigen. Ich lernte hier zuerst den Werth meines Begleiters nach Verdienst zu würdigen. Franz Horny, so lautete sein Name, hat selbst in der besten Epoche seines Kunstlebens etwas Beschränktes und Einseitiges beybehalten. Allein, wenn es galt, aufzufassen, was in anderen Zeiten und Schulen bey sehr verschiedener Manier und Richtung geleistet worden, so pflegte er eine große Verbreitung des Sinnes darzulegen, verbunden mit vieler Leichtigkeit, den rechten Standpunct aufzufinden. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bildungswege, welchen Meyer mit seinen Schülern einzuschlagen pflegte. Denn ein mehrjähriges, unausgesetztes Copiren kann bisweilen auf künstlerische Vorzüge aufmerksam machen, doch dem productiven Geiste nicht anders, als nachtheilig werden. — Horny hatte mir geschrieben, daß er die Natur studire;

ich wünschte, in Weimar angelangt, seine Studien zu sehn. Nun denke man sich mein Erstaunen, als ich sah, daß er in dem Verlaufe des ganzen Jahres nichts gezeichnet hatte, als Baumstämme und wieder Baumstämme, und diese noch dazu in gleicher Manier und Größe und Stufe der Ausführung. In der Folge hat er mit so großer Auszeichnung nach natürlichen Erscheinungen gezeichnet, daß jene Ungelenkigkeit im Eingehn auf meine Andeutungen nicht wohl aus einem Mangel des Talents, sondern nur aus jener höchst wunderbaren Verdumpfung zu erklären ist, welche ein fortgesetztes Copiren unausweichlich zur Folge hat.

In München hatte ich zu verweilen; in dieser Zeit befiel mich eine gewisse Abneigung gegen die italienische Reise, und ich würde sie aufgegeben haben, wenn Horny hätte Vernunft annehmen und mit einem florentinischen Vetturino allein nach Rom abreisen wollen, wo bey Joseph Koch, in dessen Familie er wohnen, dessen Schule er benutzen sollte, Alles bereits auf ihn vorbereitet war. Vergeblich hatte ich, um das Milchfleisch des Jünglings zu einer gewissen männlichen Gesetztheit zu bringen,

den guten Menschen einige Monden lang bey einem militärischen Freunde untergebracht, dessen Haus für Offiziere der ernstlichsten Waffenart eine Art Mittelpunct bildete. Diese trefflichen Männer, welche sämmtlich das Pulver in den größesten Dosen verschossen, auch nach ihrem Berufe, mathematische Studien betrieben, also den Umkreis ihres Kopfes quadrirt hatten, wandten, aus Freundschaft für mich, alle Kräfte auf, in dem Jünglinge jene Gemüthsweichheit zu consolidiren, welche in dem nordteutschen Familienleben ihr Gutes, allein auch ihr Mißliches hat. Es war ergötzlich, ihn zu sehn, von diesen Kriegesgesellen umgeben, geneckt und durchräuchert. Denn es war ein besonderer Punct, ihm den Tabaksdampf in die lockigen Haare zu blasen und dann zu sehn, wie solcher in Wirbeln wiederum daraus sich zu befreyen suchte. Allein die Ermahnungen meiner Freunde vermochten auf keine Weise ihn mit der Vorstellung auszusöhnen, daß er ganz allein das weite Land, die unbekannte Sprache durchschneiden solle. — Wenige Leute werden mir Glauben beymessen, wenn ich bekenne, daß Mitleid mit jener unläugbar tadelnswerthen Unbe-

hülflichkeit des guten Menschen mich damals allein bestimmte, meine Abneigung zu überwinden und mit ihm nach Italien zu gehn. Es war nicht einmal Kunstliebe; denn Horny gab damals nur geringe Hoffnungen und besaß namentlich das Talent, jeden gelegentlich ihm ertheilten Rath auch durchaus mißzuverstehn. Uebrigens empfand ich für ihn ein lebhaftes Wohlwollen. Er gehörte zu den wenigen ganz reinen Gemüthern, welche mir vorgekommen sind, und erwiederte die geringen Vortheile und Aussichten, welche ich dazumal ihm gewähren wollte und konnte, bis an seinen Tod durch eine wahrhaft rührende Dankbarkeit.

---

## II.

## Reise über die Alpen.

Um so leichtsinnig, als ich, den Umständen nachzugeben, muß man, entweder ganz willenlos seyn, was doch von mir nicht auszusagen ist, oder seinen Willen nicht eben auf die Erlangung äußerlicher Dinge und Zwecke gerichtet haben, wie die Meisten thun und freylich auch thun sollen. Mir fehlte es gewiß an einem äußeren Anknüpfungspuncte des Lebens und der Thätigkeit; und in dem Maße, daß ich sogar auf das literärische Handwerk, in welchem ich gegenwärtig mit einiger Rüstigkeit mich rege, nur ganz zufällig, ohne Anspruch, noch Ernstlichkeit, verfallen bin; daher noch immer bey den Zunftgenossen nur als ein Freygeselle angesehn werde. Ob man gute, ob schlechte Arbeit mache, darauf kommt's im Gewerke wenig an. Vielmehr sieht man einzig darauf hin, ob einer die Lehr-, die Gesellen-, die Wander-Jahre gehörig durchgemacht, seine Schul-

zeugnisse in nöthiger Ordnung habe. Es liegt in dem menschlichen Wesen eine ganz unerschöpfliche Fundgrube von Pedanterey und Formalismus. Viel gäbe ich darum, mit Sicherheit zu wissen, ob in dem künftigen Leben, Wahrheit und Innigkeit, von gleich geringem Belange seyn werden, als in diesem. Es fehlt nicht an Leuten, welche sogar den Himmel nur eben als eine Fortsetzung tellurischer Regelmäßigkeiten sich vorstellen und, auf Künftiges weislich im Voraus Bedacht nehmend, Alles bereits auf Stufenfolgen und Classenordnungen zurückgeführt haben.

Zur Mitreise bis Innspruck war mir ein Unbekannter empfohlen worden, den ich nie wiedergesehn, auch seinen Namen vergessen habe. Er stellte sich vor Tagesanbruch in meiner Behausung ein, und fiel mir sogleich in den Sinn, als ein nur schwacher Kenner menschlicher Rassencharaktere. Auf einem breiten Ruhebette, welches in dem Zimmer stand, lag in dem Augenblicke Horny, mit eigenthümlicher Ungeschlachtheit, bäuchlings hingestreckt, den Kopf etwas herumgebogen, wie die erschlagenen Schweizer in Merian's Schlachtenbildern, und voll unbe-

wußten Grimmes blasend und schnarchend. Dem Unbekannten, welcher eine sehr feine Erziehung genossen hatte und auf solche Erscheinungen unvorbereitet war, fiel der Schlafende bedenklich auf; es lag in seinem halben Entsetzen für mich Etwas sehr Verleitendes. Nicht unbesorgt fragte er mich, nachdem er seines Erstaunens in einiger Beziehung Meister geworden: ob der Herr da ebenfalls zur Gesellschaft gehören werde? welcher Art und Gattung er angehöre? und wahrscheinlich noch Anderes und Bestimmteres, was mir entfallen ist.

Wer könnte, nach einer durchwachten Nacht, früh Morgens darauf eines muthwilligen Einfalles Herr und Meister werden? Versuche es Jeder an sich selbst; genug, daß ich nicht widerstand, sondern unverzüglich ihm antwortete: der seltsame Mann dort auf dem Ruhebette, welcher mit vielem Grunde ihm aufgefallen, sey ein ungefährliches, unschädliches Subject, das heißt, ein junger Caraibe von der menschenverzehrenden Gattung, den man aus seinem Vaterlande mir zugeschickt, um ihn zu humanisiren; des milderen Clima's willen begebe ich mit ihm mich nach Italien.

Kaum zur Hälfte versprach ich mir hindurchzukommen mit diesem improvisirten Berichte; doch überredet man die Menschen von Nichts so leicht, als von dem ganz Unwahrscheinlichen, weil dieses ihre Phantasie interessirt, welche eine wahre Messalina ist. Gewiß bemerkte ich, als, schon unterweges, der Tag heranbrach, daß mein Unbekannter den vermeinten Caraiben, der ihm gegenüber saß und bey halbem Schlafe unvergleichlich barsch aussehn konnte, ganz unverwandt in den Augen behielt. Allmählich ward er mit diesem ihm neuen Anblicke vertrauter und, da er zufällig mit Freuden entdeckt hatte, daß sein Caraibe schon Etwas deutsch rede, begann er eine Art Gespräch einzuleiten, dabey sichtlich bemüht, die Fassungsgaben des halben Wilden nicht etwa zu überschreiten. Die Entfernung seines Vaterlandes, dessen Gebräuche und Sitten kamen in gehöriger Folge, eins nach dem anderen, zur Sprache; doch wurde aus Zartgefühl das Menschenfressen kaum berührt; denn im Hause des Gehängten soll man nicht vom Stricke reden. Das blinde Glück gab nun dem guten Horny, welcher den Irrthum des Unbekannten gar nicht ahn=

dete, sehr hübsche und paßliche Antworten in den Mund, welche jenen in seiner Meinung nur bestärken konnten. Und als er zuletzt der albern genug herauskommenden Zudringlichkeit des Unbekannten müde ward, sein Mißvergnügen in Ton und Miene, auch wohl in derbem, rundem Ausdrucke ihm zu erkennen gab, bat ich, die Sache nicht zu weit zu treiben, das ungebändigte Naturell nicht aufzureizen. Ich muß dem Unbekannten das Zeugniß ertheilen, daß er meinen Wink nicht außer Acht ließ und im Verfolge der Reise den jungen Wilden mit jener Schonung und Vorsicht behandelte, welche man gewohnt ist, bey reißenden Thieren in Anwendung zu bringen. Der Irrthum hat sich nicht aufgeklärt; und hoffentlich erzählt der wackere Mann bey stürmischen Winterabenden seinen Nachkommen noch immer von seinem Reiseabentheuer. Auch Horny erfuhr erst in der Folge, wofür man ihn gehalten, und war darüber nicht wenig entrüstet; obwohl er aushielt, wenn man ihn damit neckte, woran Cornelius ihn gewöhnt haben mag.

Auf demselben Wege erlebte ich ein anderes, sehr musicalisches Abentheuer in dem wiederholten Zu=

sammentreffen mit einer Gesellschaft, welche nach Mayland bestimmt war, um dort, ich weiß nicht auf welchem Theater der Stadt eine Composition des Capellmeister Winter in Ausführung zu bringen. Winter selbst, dann die vortreffliche Metzger, nachmalige Vespermann, Mme. Reger, die treffliche Cappellsängerin, ein junger Schweizer, der Wintern sich angeschlossen, dessen basso von seltener Fülle und Tiefe, überhaupt sehr klangreich war. Ich bin dem Schicksal dankbar, so häufig mir ganz unerwartete Freuden zugeführt zu haben. Es war denn doch recht artig, einige Tage lang ein und das andre Mal ausnehmenden Gesang zu hören. Ich verdankte diesen Genuß der Bekanntschaft mit dem Anspruche des wackeren Alten, durch seine Schule zu glänzen. Die Individuen machten ihm alle Ehre. Was Mme. Vespermann in der Folge, besonders in der Molinara, geleistet, ist noch in Aller Gedächtniß. Ich habe sie schon in erster Jugend gehört, damals eine noch ungebildete Stimme vom allerherrlichsten Klange und seltener Höhe.

In Trient ward ein Abstecher beschlossen nach Arco am Lago di Garda, wohin ein alter Freund

unlängst aus seinen früheren Dienstverhältnissen sich zurückgezogen. Die Ueberraschung war groß. Wir hatten uns nicht wiedergesehn seit jenem stürmischen Augenblicke, in welchem wir schieden, dem Kriegesjahre 1809, wo, unweit von Heereszügen und Schlachten, der wackere Mann, als eifriger Diener des österreichischen Hauses, vieler Gefahr, ich selbst nur geringer ausgesetzt war, als bloßer Dilettant und Zuschauer.

In Roveredo verließ ich den Reisewagen, um bloß in Begleitung des Mitreisenden bey Nacht die Seitenstraße über Castelbarco nach Torboli und Arco einzuschlagen. Wir fuhren in einem Wagen, worin Alles so eng beysammen war, als nöthig, um bey der nächtlichen Fahrt das Gespräch mit Bequemlichkeit zu unterhalten. In den felsigen Engpässen jenseit Castelbarco konnte der Führer nicht wohl sich die Lust versagen, auf alle die wohlgelegenen Stellen mit der Peitsche hinzudeuten, wo harmlose Personen seit einigen Jahren von Räubern waren überfallen und ihres Geldes und Lebens beraubt worden. Der Reiseneuling erhaschte in diesen Berichten, welche gut zur Stelle paßten,

abwechselnd einmal ein ihm wohlbekanntes Wort, und fragte bestürzt, ob nicht von Mord und Aehnlichem die Rede sey. Es schien dabey ihm wenig heimlich zu seyn; doch in der Folge, nach langem Aufenthalte in Olevano, gelangte er dahin, mit der Ansicht sich vertraut zu machen, daß man das Leben in dem Maße entschlossener genieße, als die Gefahren, es einzubüßen, gehäufter sind. Die Alten waren damit vertraut, und erinnerten sich daran sogar bey Tafel. Und wir Modernen verträumen unsere Zeit allein aus dem Grunde, weil Polizey und Medicin uns glauben machen, daß jeglicher Gefahr des Lebens durch Kunst und Wissenschaft vollkommen abzuhelfen sey.

Bey anbrechendem Morgen erreichten wir die Höhe über dem schroffen Felsenlager, an dessen Fuße Torboli belegen ist. Von hier übersieht man die obere Hälfte des Sees und einen Theil seiner ungeheueren Umgebungen. Alpenformen von einer Wasserfläche aufsteigend, welche, der Farbe nach und dem Wellenschlage und den ungewissen Ausgängen in weiter Ferne, ein Meeresarm zu seyn scheint, auch ganz ausgedehnte Schiffe trägt. Dazu nimm, in

der Tiefe, die Vegetation des südlichsten Italiens. Reben von Fels zu Fels geleitet, Oelbäume, zwar beschnitten, doch frischer und von besserem Ansehn, als in Toscana. Wenig Bewaldung; doch, was vorkommt, hochsüdlich, Myrthen, Lorbeern, immergrüne Eichen. Ueber der breiten Kunststraße von Riva nach Arco bilden, in ansehnlicher Höhe, weitausgeleitete Reben eine fortgehende Bedeckung.

Leider war der Tag regnerisch, die Jahreszeit spät. Doch brachten wir ihn sehr angenehm bis auf den Abend hin. Um eilf Uhr Nachts ging es nach dem nahen Riva, um dort den Morgenwind zu erwarten. Denn wir sollten zu Schiffe den See hinabfahren bis Bardolino, von dort bis zum nahen Verona ein Fuhrwerk miethen.

Zu Riva giebt es in der Nähe des Hafens ein gutes ländliches Wirthshaus, mit einem Garten, welchen der See begrenzt. Hier waltet eine thätige, verständige Wittfrau, deren gute Manier und großartige Sorgfalt für die Bedürfnisse der Reisenden in der Gegend so bekannt ist, daß man längst des Schildes vergessen und das Gasthaus nach dessen Regentin benannt hat. Ich glaube man nennt

sie die Serpentina, oder Seraphina, was auf eins hinausläuft. Sie hatte ein Feuer angezündet, welches sie sorgfältig unterhielt und zugleich sich's angelegen seyn ließ, uns die Zeit zu verkürzen Da kam von neuem die Rede auf Mord und Todschlag. Ein junger Mann, welcher in Verona die Schule besuchte, und mit uns, nach beendeten Ferien, dahin zurückreisen wollte, erzählte zur Erheiterung der Anwesenden, wie in Verona ein Ehemann die jüngere Gattin unter den Umarmungen eines gleich schönen Jünglings überrascht und über der That beide erschlagen habe. Der Erzähler übertrug in die Begebenheit Manches von der Weise des Boccaz; malte die Umstände aus, wie die Fehlenden durch das Vorhaus haben entfliehen wollen, der Gatte aber sie halbentkleidet auf der Treppe ereilt und getödtet habe; wie das Volk hinzugeströmt und die entseelten Körper beschaut habe; wie sie sich ausgenommen; und von dem letzten ganz so viel, als die größere Freyheit der italienischen Sprache auszusagen gestattet. Auf diesen Bericht begründete ich einige Fragen über die Folgen der That und die Ausdehnung der Strafrechte italienischer Haus-

väter. Meine Zweifel über die Zulässigkeit des Mordes unterbrach die Wirthin durch ein in tiefem alto herausgestoßenes: **era giusto.** — Lebhaft erinnerte mich dieser Ausruf an eine alte spanische Comödie, ich glaube von Lope, der Titel: **los dos commendadores.** In der Katastrophe dieses Stückes spricht die treubrüchige Gattin, nachdem der Freund, nachdem die Hehler und Theilnehmer an ihrem Vergehen schon entseelt umherliegen, der Gatte, den Dolch in der Hand, ihr Vorwürfe macht, sie bedroht, wiederholt, anstatt durch Thränen und Bitten ihn zu begütigen, die hohldröhnenden Worte: **es justo.** — Also ganz aus dem Leben. Welche breite und sichere Basis in diesen südlichen Gegenden auch das gemeinste Leben dem poetischen Ausdrucke gewährt.

Von seiner Schilderung erschöpft, verfiel der Schüler in jenen eigenthümlichen Halbschlummer, welcher der Jugend so oft die losesten Streiche spielt. Denn so leicht man nun auch aus einem festen, gesunden Schlafe vollkommen erwacht, so schwer ist es bey jenem mit Sicherheit zu ermitteln, inwiefern man schlafe, oder nicht. Weßhalb

solche Schlummerlinge sich nie recht zu entscheiden wissen, ob sie dem Schlafe, ob sie dem Wachen ganz sich hingeben wollen, und oft ihr Leben lang in diesem halben und mittlen Zustande dahinträumen, bis es zu spät ist, einzulenken. So ging es denn auch dem Erzähler. Denn, als der Bergwind sich erhob und Alles zu den Schiffen eilte, blieb er, auch bey dem besten Willen, aufzuwachen, doch immer noch in seinem halben Schlummer befangen, verfehlte daher bey dem Einsteigen den rechten Weg in das Fahrzeug und fiel in das freylich nur seichte, doch nichts desto weniger sehr kalte Wasser des Gardasees. Der arme Mensch durchnäßte seine Kleider und litt, es war in einer Novembernacht und zwey Stunden vor Tagesanbruch, erbärmlich von der italienischen Kälte. Fror es doch sogar uns andere trockene Gesellen. Gern hätte ich ihm, wie der Hl. Martin, die Hälfte meines Mantels gegeben. Doch sind wir nicht mehr in denen Zeiten; weßhalb ich vielmehr die Gelegenheit wahrnahm, Einiges zum Lobe der Trockenheit mir anzumerken. Schon andere Male war es mir aufgefallen, daß Trockenheit zu den wünschenswerthe-

sten Zuständen gehöre, also höchst ungereimt, nach Art des deutschen Sprachgebrauches, ja höchst unbilliger Weise das Symbol und Wort herleihen muß, um gewisse geistige Dürftigkeiten zu bezeichnen, welche nicht warm und nicht kalt machen, also mit der Trockenheit gar nichts zu schaffen haben. Man sollte dafür Dürre sagen; denn es führet die Dürre zur Unfruchtbarkeit und zu schlechten Jahren; hat also mit solchem, was man gemeiniglich Trockenheit nennt, beyweitem mehr Begriffsverwandschaft.

---

## III.

### Reise nach Florenz.

Von Bardolino in einem Kabriolett nach Verona; mit Lebensgefahr; denn es hatte das Pferd von den Wegen und Stegen seine ganz eigenen Ansichten und war längst darüber hinaus, noch Zaum und Gebiß zu fühlen. Gleich dem Achilles und Seyfried, hatte es nur eine einzige verwundbare Stelle, den Bauch. Dahin ward es zu Anfang der Reise vom beyzugalloppirenden Eigenthümer abwechselnd mit einem sehr handfesten Wanderstabe geschlagen. Doch mehr in der Nähe der Stadt ward diese Aufmunterung überflüssig, weil in Erwartung des Stalles der Rappe den Zaum mit den Zähnen erfaßte, um mit aller der Behendigkeit durchzugehn, welche seine schon vorgerückte Lebensstufe ihm anzuwenden gestattete. Wir liefen Gefahr, eine taube Betschwester zu überfahren, auch an einem antiken Gemäuer uns die Köpfe zu zerschmettern.

Die alte Stadt machte Würkung auf meinen Begleiter, und begeisterte ihn am Abend zu dem Versuche, die malerische Lage des Städtchens Arco mit seiner nahen zerfallenen Felsenburg aus dem Gedächtniß auf das Papier zu bringen. Doch wollte es durchaus nicht gehn; die Arbeit war mir ganz merkwürdig, weßhalb ich sie aufgehoben. Von Jugend auf ans Copiren gewöhnt und darin sehr geschickt, war Horny doch noch immer nicht im Stande, natürlichen Erscheinungen wenn auch nur das Geringste abzulauschen. Vergeblich hatte er schon ein Jahr lang sich darum abgemüht; immer verfiel er wieder auf die verzweifelte Baumrinde und selbst in der Darstellung dieses armseligen Gegenstandes brachte er es nie weiter, als zur rohesten willkührlichsten Andeutung einiger Einschnitte, welche aus dem Kopfe viel besser ausgefallen wären. Freilich haperte es nicht weniger mit der Production und Reproduction aus dem Gedächtniß. — Deutlich bemerkte ich, daß nicht bloß die angenommene Geistesungelenkigkeit nach langer ganz mechanischer Beschäftigung, nein daß auch ein kleiner Anflug von Schönheits=, oder besser Gegenstandstheorie ihm behinderlich ward.

Denn, während er so weit zurück war, daß er aus jedem Unrath noch hätte lernen können, lief er viele Stunden umher, nach Schönem suchend, bis er endlich den Fliegen gleich zu Boden fiel, um nachzuzeichnen, was er mit weniger Mühe schon vor seiner Thüre hätte auffinden können. Später habe ich bey mir auf dem Lande häufig den Malern ein Hospiz bereitet, damit sie zu jeder Stunde des Tages, ohne weit zu laufen, beobachten und studiren mögen. Da verloren sie denn ebenfalls ihre Zeit mit dem leidigen Suchen nach Tableaux, und versicherten mir, daß sie nichts haben auftreiben können. Sie waren von holländischer Schule; allein auch in diese Richtung hat die Schönheitstheorie, bey veränderten Conventionen, seit lange sich eingedrängt. — Von Horny hätte man damals nicht denken sollen, daß ihm nahe bevorstand, in der geschmackvoll genauen Nachbildung von Erscheinungen, welche Wahl und Zufall ihm vor Augen brachten, das Ausgezeichnete und Bewunderte zu leisten. Erst nach seiner Ankunft in Rom kam es mit ihm zum Durchbruche.

Auf ersten Blick scheint es, als müsse das weß=

halb und wie bey dem künstlerischen Naturstudio ganz leicht und bequem sich angeben lassen, und der Künstler eben alsdann dem Irrthume am wenigsten ausgesetzt seyn, wenn er, den natürlichen Erscheinungen gegenüber stehend, über sie reflectirt und sie nachbildet. Und dennoch habe ich in keiner Beziehung häufiger Mißgriffe begehen sehn, als eben hierin. Eigentlich verwundert es mich nicht. Denn es drehet sich der Fortschritt der Kunst von den bescheidnen Anfangsstufen bis zu jenen, welche wir die Höhe, oder den Gipfel nennen, genau besehn, um nichts Anderes, als um die richtige Weise die Natur zu studiren und sie in die Kunst hinüberzuziehn. Was wir in diesen Fortschritten Fortschritte nennen, steht in genauester Verbindung mit jenen kleinen Vorrückungen und Ausdehnungen in der Kunst, die Natur zu studiren. Der eine erkennet diesen, der andere erobert jenen anderen Theil der Gestalt, oder auch der Gesetze, nach welchen sie dem Auge erscheint; und auf diese Weise hilft man sich mühsam fort, bis der Mann kommt, welcher das Geheimniß ganz aufschließt, das Vielfältige dem Allgemeinen unterordnet und hiedurch

behender auch in seiner Einzelnheit es auffassen lehrt.

Ich übersehe nicht, daß es häufig dem Gefühle gelingt, auch hierin das rechte Maß zu treffen. Die Leistungen der besten Künstler unserer Tage haben Zusammenhang mit gewissen, zwar langsamen, doch allmählich fortschreitenden Verbesserungen in der Studienweise. Allein neben diesen verlieren andere eben so gewiß eine unschätzbare Jugendzeit durch die Vermengung der gründlichen, auf Allgemeines abzielenden Bemühung, mit dem heiteren, erwecklichen Aufhaschen vereinzelter Erscheinungen.

Ich weiß nicht, ob man je darauf geachtet hat, daß in gewissem Sinne jeder einzelne Künstler die gesammte Kunstgeschichte in seinem eigenen Streben und Würken wiederholen muß. Bald tritt ihm diese, bald wiederum jene andere an sich selbst wenig bedeutende Schwürigkeit entgegen, mit welcher es ihm geht, wie Jenen mit dem Ey des Columbus; denn, wenn er's gefunden, bewundert er, daß es jemals ihm Mühe gemacht. Er hat z. B. zu ringen, bis er das Princip der Rundung aufgefunden; ich habe ausgezeichnete, gereifte Männer ge-

kannt, welche es nicht begriffen hatten. Auf einer solchen Stufe kann es ihm offenbar nützlich seyn, eine Kugel, einen Topf, oder jeden anderen Gegenstand von gleich einfacher Grundform ins Auge zu fassen, ihn nachzubilden, bis er das wie und wo des Runderscheinens ermittelt hat. Später eben so mit den Gesetzen bestimmter organischer Gestaltungen; hier das noch Dunkle im Ganzen und Einzelnen so lange verfolgt, bis man's weg hat. Studien dieser Art, jene elementarischen sowohl, als diese tiefer eindringenden, sind offenbar sauere, mühsame, dem wissenschaftlichen Lernen und Denken nahe verwandte. Sollte man nun sie nicht ganz so behandeln müssen? Kann dabey jemals Phantasie, Gefühl, Befriedigung des Geschmackes und Aehnliches in Frage kommen, was in der Arbeit des Künstlers über die Arbeit hinaus schon in das Gebiet des Genusses hinüberschweift?

Auf der anderen Seite eröffnet sich dem Künstler das weite Feld des Reizenden, Interessanten, hinreissend Schönen; dieses oft in der Bewegung, im raschen Vorübergehn. — Wäre nun hier eine peinliche Gründlichkeit angebracht? — So wenig

als dort die poetische Flüchtigkeit. Nein, wenn der Künstler aus dem flüchtigen Rausche seines eigenen Entzückens, aus dem Bewegten und Fortgehenden ihm vor Augen tretender Erscheinungen für künftige Productionen Gewinn ziehen will, muß er bey der Hand seyn, rasch zugreifen, nicht auch studiren, nur haschen, nur für sein eignes Tichten und Trachten den Anknüpfungspunct auf's Papier bringen, flüchtig, gestaltlos immerhin, wenn nur für ihn selbst genügend hell.

In jener guten alten Zeit, von welcher die Rede geht, wußte man gar wohl, was man that und dabey wollte. Von den Handzeichnungen großer Meister sind die Studien bald sehr gründlich und dann stets auf einen erkennbaren einzelnen Punct gerichtet, bald wiederum geistreich und flüchtig, **quattro tocchi**, und nichts mehr, als nöthig war, die Bewegung, Stellung oder Handlung, welche man geliebt, sich aufzubewahren. Nun blicke Einer einmal in die Studienbücher vieler heutigen Maler. Kein einziges Studium der Arbeit und des Erkennens im Buche, aber ängstlicher, reinlicher Fleiß in der Nachahmung dessen, was eben ihnen gefal-

len; und nicht bloß dessen, was ihnen darin gefallen, sondern auch alles Müssigen und Zufälligen, was den gefälligen Gegenstand eben begleitet hat. Kein Knopf zu wenig; doch weil die Stütze des strengen Studiums fehlt, in dem Kopfe vielleicht ein Auge versetzt, die Perspective verfehlt, oder die Bewegung des Armes, der Standort des Fußes, oder was sonst in jenem Gefälligen wesentlich war.

Zu Mantua im T. hatte ich meine Freude an der Empfänglichkeit meines jungen Begleiters für jene seltne Mischung von Laune, Muthwillen und Ernst, Tiefsinn und Lubricität. — Nach kurzem Aufenthalte zu Bologna, wo die heilige Cäcilie, damals noch in besserem Stande, und die Marcantons des Herrn de Luca die Zeit großentheils hinwegnahmen, gelangten wir endlich nach Florenz, wo mein Begleiter bald darauf mich verließ, ich selbst für längere Zeit mich einrichtete.

---

## IV.

## Rückkehr nach Rom. Urkundliche Forschungen.

In Florenz ein trauriger Winter. Hungersnoth, Pest, eine tödtliche Krankheit. Um mich zu erholen, Frühjahrs nach Rom.

Nach zehnjähriger Abwesenheit langte ich an einem sehr kalten zweyten May wiederum bey den Römern an. Unglaublich hatte es sich verändert in dieser kleinen Welt, wo seit einigen Jahrhunderten die künstlerischen Bestrebungen aller europäischen Nationen einen Vereinigungspunct gesucht und gefunden haben. In den Ansichten der Künstler war Theilung eingetreten, aus dieser einige Spannung hervorgegangen; doch nicht bis zur Verdrängung der gegenseitigen Anerkennung einleuchtender Verdienste. Die Fruchtbarkeit der wahren Talente dieser Decennien überraschte mich. Eben war das bekannte Zimmer im Hause des Preussi-

schen Generalconsuls theils schon vollendet, theils noch in Arbeit. Seit langer Zeit die erste Malerey **a fresco**; denn was in Oberdeutschland und selbst in Italien seit 1700 auf diese Weise gemalt worden, zeugt allerdings von Fertigkeit, ist jedoch zu gehaltlos, um noch beachtet zu werden.

Unter den Zeichnungen, welche in Arbeit waren, erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen des **Ave Maria** von Overbeck, welche in zwey Abtheilungen auf demselben Bogen geistreich und fleißig acquarellirt war, auch in den Zwickeln und anderen zu ermüssigenden Räumen der hübsch verzierten Einfassung schöne Nebenfiguren enthielt. Ich machte Jagd auf diese vortreffliche Zeichnung; doch hielt Overbeck an sein Versprechen.

Ich verweilte den Sommer in Rom und kehrte erst im Herbste nach Florenz zurück, um nun endlich, nach einem in wechselnden Genüssen und Leiden verlebten Jahre, an eine Arbeit die Hand zu legen, welche späterhin zu höchst verschiedenen Mittheilungen das Material geliefert hat. Ob sie, wenigstens im Ganzen, genützt habe, darüber wird die Zukunft entscheiden.

Den Vasari wiederum durchnehmend und mit seinen Angaben die Dinge selbst vergleichend, entdeckte ich schon im Verlaufe jenes traurigen ersten Winters, daß ihm Kritik, Gedächtniß und sogar das Bestreben nach historischer Genauigkeit durchaus gefehlt habe. Die späteren Schriftsteller, ich meine solche, welche der Welt versprochen, jenen zu verbessern und zu ergänzen, konnten, sah ich, bisweilen recht haben; allein es fehlte ihnen an einem Standpuncte, von welchem aus sie die Kunst im Ganzen zu übersehen und zu suchen hatten, worin denn eigentlich Berichtigungen erwünscht und nöthig seyen. Sie machen oft mit Jämmerlichkeiten das größte Geräusch und sind meistentheils, wie sich's nach der Hand bestätigte, nicht einmal in diesen Einzelnheiten so genau und zuverlässig, als man von Berichtigern erwarten durfte. In ganz neuen Zeiten hat darin sich Besserung gezeigt.

Nun galt es irgendwo den Anfang zu machen; und zuerst nistete ich mich ein in dem Archiv der Bauhütte (opera) des Domes zu Florenz. Ueber die Rollen hat man mich nicht gelassen; hingegen standen ein Paarhundert gebundener Bücher in den

Repositorien, genug, um zu finden, und genug, um mich zu üben. Sie beginnen um das Jahr 1300. Die kunstgeschichtlichen Sachen sind meist in eigenen Büchern beysammen. Protocolle von Berathungen, den Dombau betreffenden, und, das schätzbarste, ein Band von Notarialconcepten, welcher alle Verträge der Domverwaltung mit Künstlern von 1430 — 80 einschließt.

Zugang erlangte ich ferner in das Archiv der Brüderschaft der Misericordia. Verglich einiges schon durch Follini Bekannte. In den **riformagioni**, wo die Ausbeute die größeste seyn muß, machte der Archivar mir Schwürigkeiten und in jenem der Contracte sollte ich, ohne den Index gesehn zu haben, erklären, was ich suche und wolle.

Einmal verwickelt in diese Zeit raubenden Studien, zog mich das Verlangen, sie fortzusetzen, nach Siena. An diesem Orte war mir jegliches, sogar manches Privatarchiv zugänglich. In den **riformagioni** stellte ich ein ganzes Archiv wieder her; jenes der abgesonderten Finanzverwaltung; eine der ältesten in den neuen europäischen Staaten.

Ich bin nicht zufrieden mit dem, was ich ge-

than, und fühle, daß es mehr Werth erhält durch den Ueberblick und die Einsicht, deren ich in Sachen der Kunst mich rühmen darf, als durch Erschöpfung des Materiales, in welcher Beziehung ich mehr hätte thun können, wenn ich, Hemmungen überwindend, auch in die vertheidigten Archive eingedrungen wäre, was durch Zudringlichkeit und Bestechung mir zuletzt hätte gelingen müssen. Allein ich bin glücklicher gewesen, als fleißig. Denn, habe ich nicht viele, so habe ich doch wichtige und gute Notizen mittheilen können. Uebrigens glaube man nicht, daß in den „Forschungen" der ganze Umfang meiner Arbeiten niedergelegt sey. Nein, die Mittheilung mußte der Forderung einiger Maßen entsprechen; und für diese habe ich leicht schon zu Viel des urkundlichen Wustes abdrucken lassen. Wenn ich mir selbst nicht ganz genügt habe, so wird es doch so bald Niemand mir gleich thun.

Ich hatte damals den lächerlichen Gedanken, mich ganz in die Diplomatik zu werfen, vielleicht mit der Zeit einmal an einem Lehrorte mich niederzulassen und jungen Gelehrten practisch Fingerzeige zu geben in der Kunst, verschiedene Schrift-

arten schnell und richtig zu lesen, um das Wesentliche, Dat und Gegenstand, schnell aufzufinden. Diesem Wunsche schien das Anerbieten des Hrn. B. Montini entgegenzukommen, eines Unternehmers von Häuserausrüstungen, welcher, um daraus Leim zu kochen, während der französischen Herrschaft beynahe das ganze Archiv des unterdrückten Carmeliterordens erstanden hatte; einen Sack und eine Tonne voll Pergament. Ich suchte mir daraus eine Folge verschiedener Notarialschriften zusammen, welche aus dem Trödel des Marktes zu Siena vermehrt wurde; auch nahm ich aus Montini's Vorräthen einige Diplome von Päbsten und Kaisern auf. In der Folge wurden mir diese Dinge, bey sehr gehäuften Sammlungen aller Art, ganz überlästig, weßhalb ich sie der Königl. Hofbibliothek zu Berlin überlassen habe, wo sie an ihrer Stelle sind, und den jungen Gelehrten, denen die Großmuth des Königes so häufig die Unternehmung wissenschaftlicher Reisen erleichtert, zur Vorübung gute Dienste leisten können; vorausgesetzt, daß ihr Studium mit diesen Dingen in einigem Zusammenhange stehe.

Der Umschlag eines dieser Contracte vom Jahre

1437 war das erste Blatt eines livianischen Codex aus dem zwölften Jahrhunderte. Später, während meiner Abwesenheit in Deutschland, haben auf dem Markte zu Siena verschiedene Quaternionen derselben Handschrift sich gezeigt, welche ein florentinischer Abbate gekauft haben soll, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist. — Ich erzähle diesen Vorfall, um reisende Gelehrte auch auf diese Form der Verstümmelung classischer Handschriften aufmerksam zu machen.

Im Verlaufe meiner häufigen Zwischenreisen von Florenz nach Rom und zurück, warf der preussische Gesandte, Geheimr. Niebuhr, dessen Haus ich fleißig besuchte, einmal, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, die Frage auf: woher ich mir erkläre, daß in dem nördlichen und mittlen Italien der Bauer, Colone, überall nur Zeitpächter und Lohnarbeiter sey, und das erste auf die erdenklich kürzeste Frist, auf halbjährige Kündigung. Die **Colonia partiaria**, war Niebuhr geneigt aus der **sors barbarica**, der Epoche der Völkerwanderungen, zu erklären; was mich nicht überzeugte. Indeß ließ ich seine Ansicht zur Seite, und beant-

wortete die vorangehende Frage durch die improvisirte Vermuthung: daß in der Zeit demokratisch organisirter Städteherrschaften der Bauer durch Anwendung merkantilischer Ansichten auf ländliche Besitzesverhältnisse werde durch Operationen der Capitalisten aus seinem Besitze, wenn ein solcher da war, verdrängt worden seyn. Er bat mich, den Gegenstand gelegentlich anderer Forschungen in den Archiven weiter hinauszuverfolgen. Ich unterzog mich willig dieser Bemühung, um Niebuhr gefällig zu seyn, den ich nicht weniger liebte, als ich ihn verehrte. Ich habe beyweitem zu spät, als dieses Studium bereits für mich sein Interesse verloren, davon in einer eigenen Arbeit Rechenschaft abgelegt. Die Redaction ist nachlässig; doch selbst, wenn sie besser wäre, möchte sie übersehn worden seyn, weil sie auf andere Resultate führt, als man will und begehrt. Niebuhr war vielleicht der einzige, welcher ihr substantielles Interesse ganz gewürdigt und noch von seinem Sterbelager mich ermuntert hat, die Untersuchung wieder aufzunehmen, wozu vor der Hand wenig Aussicht vorhanden ist.

---

## V.

## Horny's Tod. Räuber.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Rom waren jene erkünstelten Schranken und Hemmungen des Verständnisses, welche so lange Zeit auch bey dem besten Willen, dem guten Horny unmöglich gemacht, den natürlichen Erscheinungen ihren jedesmaligen Charakter abzugewinnen, plötzlich und gleichsam in einem Schlage zusammengebrochen. In den Skizzenbüchern Koch's muß noch eine Zeichnung sich finden (ein Blick auf die Thermen Diocletians), welche männlich, sicher, richtig und malerisch, die erste, welche Horny, auf des neuen Meisters Begehr und nach kurzem Gespräche mit ihm, zu Rom versucht und zu Stande gebracht. Es erklärt sich ein solches schleuniges Hindurchbrechen jederzeit aus begeisternden Umständen. Horny fühlte sich in Rom, umgeben von einer großen Zahl der besten und besseren Künstler seiner Zeit,

ward gehoben und angespornt von rühmlichem Wetteifer, getrieben von der Begier, vor dem geachteten Meister nicht unfähig, noch kraftlos zu erscheinen.

In den ersten Jahren, nach diesem Hindurchbrechen seines Naturells, machte Horny eine große Menge von trefflichen Zeichnungen, Studien nach Erscheinungen der verschiedensten Art, welche geschätzt und gesucht sind und in den Sammlungen der Künstler und Liebhaber sich nach allen Seiten verstreut haben. Von seinen Gebäude- und Trümmer-Ansichten besitze ich leider, aus dieser früheren guten Zeit, keine einzige; ich wollte sie ihm nicht entziehn, und nun haben sie Andere. Hingegen drängte er mir eine lange Folge von farbigen Studien nach Früchten und Blumen auf, die Arbeit einiger Herbstmonathe, in welchen davon die Rede war, dem trefflichen Peter Cornelius bey Ausführung seines für Massimi intendirten Dante als Gehülfe beyzustehn. Er sollte Frucht- und Blumenkränze **a fresco** ausführen, durch welche Cornelius an der Decke des Saales seinen Gegenstand zu sondern und abzutheilen dachte. Die Studien,

welche Horny in dieser bestimmten Absicht gemacht, verrathen durch ein gewisses großartiges Wesen ihre Bestimmung, ohne deßhalb weniger ausführlich, oder malerisch behandelt zu seyn. Wer nur sie bey mir gesehen, hat immer eingestehen müssen, daß ihm in dieser Art und Beziehung nichts Aehnliches vorgekommen sey. Horny war von dem Stoffe, aus welchem Maler der Art des Giovanni da Udine gemacht werden; das ist, mehr geeignet, ein großes Genie kraftvoll zu unterstützen, als in der Entwickelung eigenthümlicher Gaben gleichsam eine Welt für sich auszumachen. Allein nur Wenigen ist es gegeben, über einige Durchschnitts-Gedanken und Vorstellungen hinauszugehen. Cornelius freylich verstand und schätzte des Horny großes und damals ziemlich isolirt dastehendes Talent; andere hingegen tadelten schonungslos in ihm den Mangel an Phantasie und selbstständiger Productionskraft (für welche das Reminiscenzenwesen so häufig den Ersatzmann abgeben muß); und so brachten sie's dahin, daß Horny zuletzt über ungewissen Vorspiegelungen aufgab, was er bereits gesichert hatte.

Hier muß ich erwähnen, daß im Verlaufe mei-

nes Aufenthaltes in Italien der Wiener Bleystift, von harter, feinspitziger Art, unter den Künstlern in Ruf gekommen war, woher viele ihre Zeit an zarte Zeichnungen verschwendeten, bey welchen die Manier Alles, der Gehalt ganz gleichgültig war. Sehr merkwürdig, daß in dem erwähnten Angriffe der weimarischen Kunstfreunde diese Art reinlicher Bleystiftzeichnungen als die lobenswerthe Seite der neueren Kunstleistungen hervorgehoben wird. Ich müßte diese Aeußerung der Kunstfreunde für Ironie halten, wenn ich mich nicht erinnerte, daß, noch in der Blüthe des weimarischen Kunstwesens, auf Nahls und Anderer saubere Sepiazeichnungen das größte Gewicht gelegt wurde. Also war diese saubere Art, auf sehr weißem Papier seidenglatte Bleystiftlagerungen anzubringen, der Punct, auf welchem die neudeutsch-religiös-patriotischen Künstler mit den altdeutsch-gottlos-cosmopolitischen Kunstfreunden in Liebe zusammentrafen. — Möchten die Künstler unserer Tage endlich doch einsehn, daß eben diese saubere, pedantische Schönmacherey auf dem weissen Papiere auf sie aus einer Zeit übergegangen ist, in welcher Niemand Gemälde begehrte,

sondern nur fleißige, geleckte Zeichnungen, diese meist Copien. Damals waren die Käufer an die Metallglätte der englischen Kupferstiche so gewöhnt, daß ihr Auge überall ähnliche Eindrücke suchte. Nunmehr aber hat man sich anders gewöhnt und will Gemälde. Also auf die Kunst, zu malen, und schön zu malen, soll man gegenwärtig sein Absehn richten.

Horny's Talent, in welchen sonderbaren Formen es in der Folge sich aussprechen mochte, war und blieb doch immer nur jenes, welches gemeiniglich Naturalismus genannt wird. Auch seine späteren und letzten Zeichnungen waren nichts Anderes, als Darstellungen bestimmter ihm zu Gesichte gekommener Erscheinungen; es war darin nichts eigentlich Erfinderisches, noch selbst ein poetischer und höherer Standpunct für die Natur. Das Pikante seiner neueren Art bestand in dem Kunstgriffe, gewöhnliche Landschaften, gemeine bäuerische Handlungen in Karikatur zu setzen und dabey in Elengroßen Papierzeichnungen ohne Helldunkel, ohne Perspectiv, ohne Vor- und Zurückspringen, millionenfache Stricheleyen anzubrin-

gen. Vorher hatte er bereits aus dem Verkaufe seiner Studien einen hübschen Verdienst; nunmehr hätte er den Leuten Geld hinzugeben müssen und dennoch keine Abnehmer gefunden. Allein zum Ersatze hatte er den Beyfall der Kunstgenossen. Unglaublich was man für Lobsprüche in Briefen und mündlich über ihn mir zukommen ließ. Auch noch als ich diese Unformen vor mir hatte, welche ich daheim zum warnenden Schreckbilde den jungen Künstlern häufig vorgezeigt, wollten vortreffliche Männer mich überreden, daß immer doch etwas daran sey. Ich bin eigentlich geneigt, diese Geschichte für eine jener so häufig sich wiederholenden Doppelmystificationen zu halten, in welchen man damit anfängt, sich selbst zu betrügen und damit aufhört, die bereits aufgegebene Täuschung nach Kräften auf andere Personen zu übertragen.

In dieser Zeit war die Gesundheit des armen Horny, bey vielleicht angeborener Disposition, durch eine sträflich von ihm vernachlässigte Brustentzündung und deren Folgen, gehäufte Blutstürze, durchaus untergraben worden. Wie so viele jüngere Personen, verlor er sein Leben unzeitig, weil er

sechs Wochen lang einen Katarrh mit sich herum-
geführt und ihn auf alle Weise durch Kaffeh- und
Weintrinken, durch Genuß nahrhafter Speisen, Her-
umgehen bey jeder Witterung und Tageszeit heran-
gefüttert hatte. Von Anbeginn Hunger und Was-
sertrinken, zu Hause bleiben, spät aufstehn, ein leich-
tes Zugpflaster auf Brust und Nacken; und wahr-
scheinlich lebte er noch immer. Jeder Katarrh ist
eine anfangende Brustentzündung; und von Allem,
was um uns ist, können wir auch gar nichts weni-
ger entbehren, als die Lungen; denn es zeigt die
tägliche Erfahrung, daß wir des Herzens uns völ-
lig entschlagen können, aus welchem Aristoteles,
Plinius und andere Alte irriger Weise den Mittel-
punkt und das eigentliche Princip des animalischen
Lebens gemacht haben.

Ich war eben in Olevano, als es mit dem Hor-
ny so schlimm wurde, daß man ihn vom Cassino,
welches um einige hundert Schritte vom Orte ent-
legen ist, nach dem niedriger und dumpfiger bele-
genen Städtchen hinabtrug. Damals freylich kam
er noch mit dem Leben davon; doch hätte er bey
der Räubergeschichte, welche um wenig Tage spä-

ter sich ereignete, sehr leicht vor Schreck in neue Expectorationen verfallen und augenblicklich sterben können. Weßhalb ich dem Arzte dafür recht dankbar bin, daß er mich zeitig genug zu jener Veränderung angetrieben hatte.

Man erzählt mir, daß von jenem Vorfalle mit den Räubern gedruckte Berichte in Umlauf gekommen sind; vorgekommen ist mir davon Nichts. Doch kann nur die Katastrophe selbst beschrieben seyn, welche gewöhnlich und gleichgültig ist. Die Umstände, Veranlassung und Folgen, enthalten die Moral der Fabel. Und nach so viel anderen alten Geschichten mag denn auch diese hier ein Plätzchen finden.

Mein Hauswirth und Gevatter, der weiland Herr Joseph Baldi, hatte, nicht lange vor jenem Ereigniß, seinen Ziegenhirten zur Untersuchung ziehn, das ist nach römischen Rechtsgebrauche verhaften lassen, weil solcher der böslichen Entwendung verschiedener Dinge angeklagt war. Von zwey, an zwey verschiedenen Orten wohnenden Zeugen, hatte der eine ausgesagt: er habe vortages am Thore zum Cassino im Vorbeygehn aus dem Keller des

Baldi Wein hervorholen und damit einige Esel beladen sehn. Der andere: es habe der Ziegenhirt in dem nahen Civitella Lämmer verkauft; was ihm nicht zukam, da Baldi seinem Hirten dessen gesetzmäßigen Antheil am Lämmerfall für siebenzig Scudi Romani abgekauft hatte.

Zufällig wurden in der Zeit, da man diesen Proceß eingeleitet und die Verhaftung des Hirten verfügt hatte, die Ortsrichter, **governatori**, da umher überall vertauscht und umgepflanzt, ich denke, um auf dem neuen Boden bessere Früchte zu tragen, oder, um zu verhindern, daß sie mit ihren Untergebenen nicht allzuvertraut werden, oder auch aus anderen Gründen. Gewiß war der neue Governatore, ein gutmüthiger und wenig behülflicher Mann, des Ortes und der Geschäfte, in welche man ihn versetzt hatte, zum Bewundern unkundig.

Vor diesem Manne erschienen, wenig Tage nach seiner Installation, zwey ihm unbekannte und sehr obscure Personen, und sagten vor ihm aus, sie haben den einen von jenen beiden Zeugen sagen hören: er bedaure, gegen den Ziegenhirten gezeugt zu haben, denn es sey falsch, was er bezeugt, er sey dazu

subornirt worden. Ein solches Bekenntniß aus dem Stegreif, welches den Ausschwätzer einer peinlichen Untersuchung geradezu entgegenführt, entbehret offenbar aller inneren Wahrscheinlichkeit. Indeß war der neue Governatore höchst erfreut, seinen Oberen zu Rom schon unmittelbar nach dem Antritt des neuen Postens einen schlagenden Beweis seines Amtseifers vorlegen zu können, berichtete daher den Vorfall vielleicht mit einiger Färbung von eigner Hand und Manier, um in den Augen des Präsidenten seine Wichtigkeit zu erhöhen. Genug, daß er zur Antwort erhielt:

„Man solle den Ziegenhirten unverzüglich aus dem Gefängnisse entlassen, hingegen den angeschuldigten Zeugen zu Haft ziehen."

Dieser letzte entzog sich der schimpflichen Haft, bey so ungewissem Rechts- und Aus-gange, durch die Flucht in das Gebürge. Der Ziegenhirt aber benutzte die so launisch ihm gewährte Freyheit, um, das Gebürge durchstreifend, für seine Rache Bundesgenossen aufzusuchen.

Dieses war die erste Veranlassung jenes Ueberfalles einer bis dahin ruhigen und gutgesinnten Ge-

gend; denn italienische Räuber wollen sicher gehn und vermeiden die Landstriche, in welchen es ihnen unter den guten, ruhigen Bürgern an Theilnehmern und Einverstandenen fehlt. Die Bande, welche mich besuchte, bestand aus den Ueberresten der Gesellschaft des hochberühmten Cesari und einigen jungen Rekruten, deren jüngster achtzehn Jahre alt und, nach dem Zeugnisse des Herrn Salathé, denn ich selbst habe ihn nicht gesehn, von außergewöhnlicher Schönheit war; doch zugleich bereits ein gewandter coupe gorge. Der Ziegenhirt diente ihnen zugleich als Spion und Führer.

Zu wissen ist nun, daß in dem benachbarten Orte Rojate der Schulze, oder Governatore, den betheiligten Ziegenhirten, ein Kind, sey's der Liebe, oder des Zornes, früh aus dem Findelhause entlehnt und in seinem Hause ihn auferzogen hatte. Er liebte ihn wie seinen eigenen Sohn, wozu hoffentlich Gründe und Ursachen ihm nicht gefehlt haben. Zugleich war der von Rojate ein persönlicher Feind meines Gevatters. Man sieht, daß hier alle Elemente der bürgerlichen Tragödie beysammen liegen und auf den Dichter warten, die Intrigue künstlicher zu verflech-

ten und etwas gemeine Bosheit zu tragischem Pompe aufzublasen.

Unter allen Umständen empfing dieser Governatore von Rojate schon am 16ten Junii Abends zehn Uhr die Nachricht, daß Assassini in dem Gemeindewalde von Olevano sich haben sehen lassen. Auch machte er darüber in derselben Nacht einen Bericht, welcher über Subiaco nach Rom abging, woselbst die Polizey um vier und zwanzig Stunden früher von meinen Gefahren unterrichtet war, als ich und das ganze Olevano. Denn erst am achtzehnten Junii, um eilf Uhr Morgens, entschlossen sich die fremden Raubgesellen, nach zweytägigem Wanken und Besinnen in ihrem wenige Schritte von meiner Wohnung entfernten Verstecke, durch einen Besuch mich freundlich zu überraschen. Denn gewiß war ich nicht auf sie gefaßt, hielt alle Thüren offen und hatte keine andern Waffen zur Hand, als meine Fäuste.

Zum oberen Stockwerke des Cassino führt eine äußere Treppe, auf welche ein räumiger Vorsaal sich öffnet. In dem anstoßenden Zimmer saß ich meinem Besuche, Herrn Salathé aus Basel, Hrn.

Ramboux aus Trier, beiden Malern, gegenüber und hielt vor mir einen gar lieben Knaben, den nachgelassenen Sohn des Arztes, welchen ich in früheren Jahren wohl einmal zu Rathe gezogen. Ich unterrichtete ihn in italienischer und lateinischer Sprache; denn zu beidem gab es in Olevano bey einer Bevölkerung von dreytausend Seelen keine andere, als eine sehr verdächtige Gelegenheit. Die wohlhabenden Leute hatten kürzlich mit wenigem Glücke um die Vergünstigung angehalten, auf eigne Kosten einen Schreib- und Rechnenlehrer sich beilegen zu dürfen.

Von der Bande, deren Stärke ich nicht kannte und, in Ansehung der Zeit und Oertlichkeit ihrer Unternehmung, weit überschätzen mußte, traten durch die Thüre des Vorsaales, zwey Individuen ein, welche mir sogleich ins Auge fielen. Ich sprang schnell auf, ihnen den Vortheil abzugewinnen und redete sie etwas trotzig mit den Worten an: was wollt ihr? Sie waren einfältig genug mir zu verrathen, daß sie mich nicht für den Herrn des Hauses erkannten; denn sie erwiederten durch die Frage: wo ist der Herr? — Da hatte ich den einzigen hier

noch zugänglichen Ausweg. Ich antwortete demnach, doch nicht ohne vorher mit ästhetischem Ergötzen das lionardeske Gesicht des jüngeren Waldmenschen mir angesehen zu haben: mo velo chiamo; gleich ruf' ich ihn heraus.

Darauf ließ das Gesindel mich die Länge des Saales in Ruhe durchmessen; als ich die Treppe hinabgesprungen war, schon die Seitenthüre geöffnet hatte, um nach dem nahen Orte eilend mir Unstützung und Hülfe zu werben, zeigte der Häuptling sich auf den oberen Stufen, suchte auch, mich zu ereilen; was mißlang, weil er mit weniger Vorsicht lief, als ich, daher die Länge lang zu Boden fiel. Nur zu weit von mir, als daß ich ihm hätte schaden können. — Man hat mir häufig eingewendet, der Bursch habe ja nach mir schießen können? Allein in dieser Waffe sind die römisch-neapolitanischen Räuber überhaupt nicht sehr gefährlich, an diesem Tage aber fiel ein Regen, welcher Wolkenbrüchen nichts nachgab, und keiner Flinte der Welt gestattet hätte, sich aller Vortheile zu bedienen.

Andere Leute, welche späterhin dieser Bande in die Hände gefallen, hörten den Häuptling noch im=

mer darüber sich beklagen, daß ich ihm entwischt sey. So lieb hatte er mich; oder so neu war es ihm, in seiner Geschäftsart betrogen zu werden.

In Olevano waren Gensdarmen, Civilgardisten und Jagdliebhaber. Das Alles kam in Bewegung und lief den Räubern nach, bis man auf den Felsen ihre Spur verlor. Denn es senkte sich ein undurchdringlicher Nebel vom Himmel auf sie herab. Noch waren die Götter ihnen günstig. Doch nicht lange nachher wurden sie, zuerst der Häuptling, dann die übrigen, in kleinen Gefechten erschossen. Auch den Ziegenhirten erreichte sein Schicksal. Es ist gefährlich boshaft zu seyn. Doch für den Augenblick entkamen sie mit ihren Gefangenen, Herrn Salathé und dem Sohne meines Gevatters, Giovanni Baldi.

Außerhalb Olevano begegneten mir verschiedene Leute, unter diesen der Stadtarzt mit dem Ausrufe: **si faccia cavar del sangue!** Mit klugem Sinne wollte er sogleich den Vorfall benutzen; oder auch meinte er im Ernste, das ich einer Blutsveränderung bedürfe. Ungeachtet seiner Androhung der schlimmsten Folgen ließ ich's beym Alten; und in

der That bekam mir auch an diesem Tage mein Mittagsessen und habe ich von dem mir angemutheten Entsetzen nie weitere Folgen gespürt.

Auch die Gevatterin, Signora Castantina, war herbeigeeilt; ihr folgte die Hälfte der ganzen weiblichen Bevölkerung. Sie war eine stattliche, große Frau von römischer Gesichtsbildung und tragischer Grandiosität der Geberden. Wie sie nun die Hände ganz malerisch über dem Haupte rang und ein Mal über das andere ausrief: **o mio figlio, mio figlio Giovanni!** (er war nur Stiefsohn und nicht von den besten) wie der Chorus, bald in den Jammer einstimmte, bald sehr schöne und tröstliche Reflexionen hervorkehrte; da ward es mir klar, daß den Alten der Chorus nicht so ganz als ein stylistisches Kunststück, daß er ihnen auch innerhalb gewisser Grenzen als natürlich und nothwendig erscheinen mußte.

Genug, die armen Leute blieben entführt, und in der ersten Bestürzung hatten die Dienerinnen der Gevatterin sogar mein schon halbbereitetes Mahl in den Ort hinabgetragen, als wenn nun auch den Forellen und übrigen Eßwürdigkeiten Gefahr drohe.

Ich verzehrte sie mit dem Gevatter, welcher ernst und ruhig über die Veränderlichkeit menschlicher Dinge Betrachtungen anstellte, doch abwechselnd auch die Kochkunst des berühmten König lobte. In der That war in dem Getümmel vergessen worden, für den wackeren Alten zu sorgen, also unter allen Umständen mein Mahl für ihn von nicht geringem Werthe.

Desselben Nachmittages kam von den ehrenwerthen Häuptern der räuberischen Association ein Schreiben an mich, ein anderes an den Gevatter. Mein Exemplar muß noch vorhanden seyn; der Inhalt war: daß ich für den geraubten Maler zweytausend Schildthaler bezahlen, oder gewärtig seyn müsse, daß man ihm das Haupt herunterschlage. Etwas türkisch, dachte ich; und in der That ist diese ganz neue Manier, Menschen zu rauben, welche für ihre Haut bezahlen können, eine Ueberpflanzung türkischer Sitten auf den italienischen Boden; Stiftung der albanesischen Miethstruppen des neapolitanischen Staates. Indeß galt es zu handeln; da erinnerte ich mich des Grundsatzes, daß halbe Maßregeln stets die verderblichsten sind. Ich enthielt

mich daher aller Anerbietungen, zeigte die größte Indifferenz, indem ich auf die Neuheit meiner Bekanntschaft mit Herrn Salathé und auf den Umstand hindeutete, daß er den ganzen Betrag seiner Habe, den er wenige Tage vorher bey mir hatte verwahren wollen, in seinen Taschen führe; folglich nicht mehr geben könne, als was sie bereits ihm werden abgenommen haben. Ich spielte in Gegenwart des Boten meine Rolle sehr überzeugend bis zu Ende; und da, was er den Freunden im Walde berichtete, mit den Vorklagen Salathé's zum Bewundern übereintraf, so überzeugte es sie. Nach einigen Tagen freundlichen Umganges und sehr anständiger Bewirthung entließen sie diesen Gefangenen, gaben sogar ihm zwey Thaler zurück, zur Bestreitung der Heimreise nach Rom. Salathé, ein fester, entschlossener Mann, hatte mit Gewandtheit sich benommen und seine Wirthe von ihrer gemüthlichen Seite anzugreifen gewußt.

Meines Gevattern wenig hoffnungsvoller Sohn kostete indeß, zwar nicht die gefoderten zehntausend Thaler, doch immer siebenhundert Zechinen, welche durch eine Verbindung eigenthümlicher Umstände

zuletzt mir allein zur Last gefallen sind. So war denn der Ausgang der Geschichte eine allseitige Prellerey. Ich prellte die Räuber und mich der treffliche Monsignore Pacca, derselbe, welcher zuletzt von seinem Posten hat entfliehen, das Weite suchen müssen; also dem Schicksal ebenfalls auf die Länge nicht hat ausweichen können.

Die Anstalten, welche noch an demselben Tage getroffen wurden, die Gefangenen zu retten, oder die Räuber zu bekriegen, schienen mir so schwankend und seltsam, daß ich ungeneigt, diesen Albernheiten länger zuzusehn, mich nach Rom begab, wo der Vorfall Aufsehn erregt hatte. Indeß gelang es Monsignore Pacca, damaligem Gouverneur der Provinz Rom, mich zu bereden, daß ich in guter Begleitung auf das Land zurückkehre, wo, um den Reiz zu vermehren, er mir große Autorität, doch ohne Vollmachten, verlieh. In den folgenden sechs Wochen gingen die meisten Berichte über Mord und Todtschlag durch meine Hände. Einiges Gute stiftete ich dort. Das Beste, den armen Teufel, welcher für angeblich falsches Zeugniß hatte verhaftet werden sollen, seiner Familie für immer wiederzu-

geben. Er bestätigte sein früheres Zeugniß, was um so mehr Glauben fand, als nunmehr der Ziegenhirt als ein höchst gefährliches Subject sich bekannt gemacht hatte.

In jener Zeit habe ich wiederholt in Begleitung von zehn bis zwanzig Bewaffneten dieses köstliche Land durchstreift, und mit Verwunderung der Unbehülflichkeit der guten Menschen dort zugesehen, welche von einem Häuflein mehr frecher, als muthiger Gesellen in ihren Städtchen sich gefangen halten lassen; ganz wie diese ehrlichen Deutschen von einem Dutzend armseliger Lohnverläumder. Ich könnte Vieles davon erzählen; allein die meisten dieser Räubergeschichten sind nicht, wie die meinige, heiter und launig, mehr tragisch im modernen Sinne, das ist, mit zwecklosen Opfern unbedeutender Charaktere verbunden, daher nicht geeignet, anderen Eindruck zu machen, als den des Verdrusses und Ekels.

Nach diesem Vorfalle verweilte Horny noch einige Jahre in Olevano, woselbst er verschieden ist. Ich besitze aus seinem Nachlasse Zeichnungen, welche andeuten, daß er geneigt war, in der Manier wie-

derum auf die alte Spur zurückzukehren. In der Auffassung dieser späteren Zeichnungen wird mehr eigenthümlicher Geist sichtbar, als in jenen frühsten und besten. Seine Freunde hätten in dieser Beziehung sich etwas Geduld geben sollen. Hingegen hatte er im Malen nicht eben gewonnen. Ob nicht überhaupt ein Theil seiner Schwankungen aus seiner Gemüthsart zu erklären wäre, deren Güte an Nachgiebigkeit und Schwäche grenzte? Man erlebt in dieser Beziehung viel Wunderbares. Gute Seelen finden so viel Genuß im Gefälligseyn, daß ich mir denken kann, wie bey seinen Wunderlichkeiten er vornehmlich dieses bezweckt habe, Personen, welche er schätzte und liebte, die unschuldige Freude zu machen, welche in dieser Zeit gar Viele an bestimmten sicher höchst gleichgültigen Manieren und Förmlichkeiten zu haben pflegten.

---

## VI.

## Landsmannschaften.

Mehrmal im Verlaufe dieses langen Aufenthaltes jenseit der Alpen gewährte mir das Glück die Freude, Verwandte und Landsleute bey mir einsprechen zu sehn. Es war mir Genuß mit ihnen zu besehn, was ihnen neu war und hiedurch mir selbst wenigstens frisch erschien. An einem Neujahrsabende 1820 oder 1821 waren nicht weniger, als vierzehn holsteinische Gutsbesitzer, doch ihre Damen eingerechnet, bey mir vereinigt. Wir begingen einen frohen Abend; denn in der Fremde stimmen Alle jederzeit überein, welche dieselbe Sprache reden, also doch eine gewisse Zahl von Begriffen und Gedanken umzutauschen haben, welche nur ihrer eigenen, keiner anderen, Sprache angehören.

Unter diesen Landsleuten kam häufig die Rede auf die Vorzüge des Geistes und des Herzens des Prinzen und der Prinzessin von Dänemark, deren

Ankunft in Italien nahe bevorstand und uns in große Spannung versetzte. Endlich langten diese Herrschaften in Florenz an, wo mir damals zuerst das Glück ward, Ihnen aufzuwarten. Denn erst seit kurzem und noch während dieses langen Aufenthaltes in Italien war unsere Provinz mit dem dänischen Staate vereinigt worden, dessen Regentenhaus mir daher noch unbekannt war. Meine lebhaftesten Erwartungen wurden durch den Eindruck des Gegenwärtigen weit übertroffen.

Der Prinz Christian Frederic, ein noch jugendlicher Herr von regelmäßiger Gesichtsbildung, freier Stirne, dem liebenswürdigsten Ausdrucke in den Bewegungen der Lippen und Augen; seine Mittheilung geistreich und gütig; seine Kenntnisse und Interessen Vieles umfassend, Naturwissenschaften, Kunst, Historie, Statistik. Die Prinzessin Caroline Amalie in der Blüthe weiblicher Anmuth und, nach dem allgemeinen Ausspruche, zu Rom und Florenz, wo damals zufällig aus ganz Europa berühmte Schönheiten vereinigt waren, unter den schönen unbestreitbar die schönste. Doch läugne ich nicht, daß jene glücklichste Verschmelzung von Anmuth und Würde,

daß jener ungesuchte, höchst natürliche Ausdruck eines über den Besitz, obwohl großer, doch nur äußerlicher Vorzüge weit erhabenen Geistes, das Schönheitsurtheil bestechen mochte, wie's geschieht. Denn nicht leicht wird man das Leben ganz abstract auf Form und Verhältnisse ansehn. Große Tugenden, große Vorzüge des Geistes, werden stets das Urtheil über Formelles und Aeußerliches in eine gewisse Befangenheit versetzen; was ich zur Beruhigung solcher Damen gesagt haben will, welche jener Zeit auf Schönheit und Rivalität gegründete Ansprüche zu besitzen geglaubt.

Nach einem längeren Aufenthalte in Neapel kehrte der Prinz nach Rom zurück, wo mir das Glück ward, einige Monathe lang täglich um seine Person zu seyn, wie um wenig später auch in Florenz. In dieser Zeit fesselte mich die Anerkennung der trefflichsten Eigenschaften, die Dankbarkeit für unausgesetzt mir bewiesene Güte, für alle Zukunft an diese hohen Personen, für welche ich mehr als jene dürre Ehrfurcht, für welche ich treue Freundschaft und Anhänglichkeit empfinde. Wiederholt habe ich seither in Copenhagen und Sorgenfrey Wochen und

Monathe als Gastfreund bey Ihnen verlebt und in Ihnen so gütige Wirthe gefunden, als das Privatleben mir irgendwo gezeigt hat. Und wäre dieses Alles auch nicht, wie und was es ist, so würde mir doch unvergeßlich bleiben, wie Vieles in Ihrem Umgange, in Ihren Gesprächen und Mittheilungen mir klarer, wie Vieles durch Sie in meiner Seele angeregt und erweckt worden ist.

Der Zufall, auch die Pflicht, hat nicht selten mit Personen, welche zur Herrschaft geboren sind, mich in eine nähere Beziehung versetzt. Es war mir belehrend, zu sehen, welche Vorzüge, und anderentheils auch welche Nachtheile, eine so hohe Stellung der sittlichen, der geistigen, und überhaupt der menschlichen Entwickelung theils zubringt, theils auch entgegenstellt. Nicht, um die Vorurtheile der Zeitgenossen gegen das Principat zu bekämpfen, vielmehr aus freyer Neigung und nach meiner Art, Jegliches auf sich selbst anzusehn, komme ich auf diesen Gegenstand.

Vieles im Menschen ist persönlich, betreffe es seinen Werth, oder Unwerth. Einiges indeß gehört nun einmal den Umständen an, Gutes und Schlim-

mes. Nun erwäge man, welche Masse von Behinderungen einer freyen, vollbrüstigen Gemüthsentwickelung das Schicksal bey den geborenen Fürsten in einem Schlage hinwegräumt. Kleinliches Kümmern, Sorgen, Begehren, ärmliche Eifersüchteley und das ganze Heer der im Privatleben unentbehrlichen Triebfedern jeglicher Thätigkeit und Anstrengung, fallen hier von Grund aus hinweg. Daher bey den Fürsten: Großmuth, Verzeihlichkeit, Leichtnehmen des Unwichtigen; und nicht allein bey großer und starker, nein auch bey schwacher Seele. Vergleichen wir sie auf diesem Puncte mit dem Usurpator, welcher doch stets und nothwendig Talente besitzt, so zeigt sich's bald, daß jene Tugenden das Erzeugniß der Stellung, in jeder anderen sogar den außerordentlichen Männern unerreichbar sind. Nur abstrahire man von Solchem, was aus fremdem Einflusse entspringt. Denn aus der Annahme, daß Fürsten edel fühlen und großartig denken, wird auf die Gesinnungen der Höflinge und Diener kein Schluß zu machen und andererseits niemals zu verhindern seyn, daß nicht ein großer Theil von unübersehbar-unermeßlichen

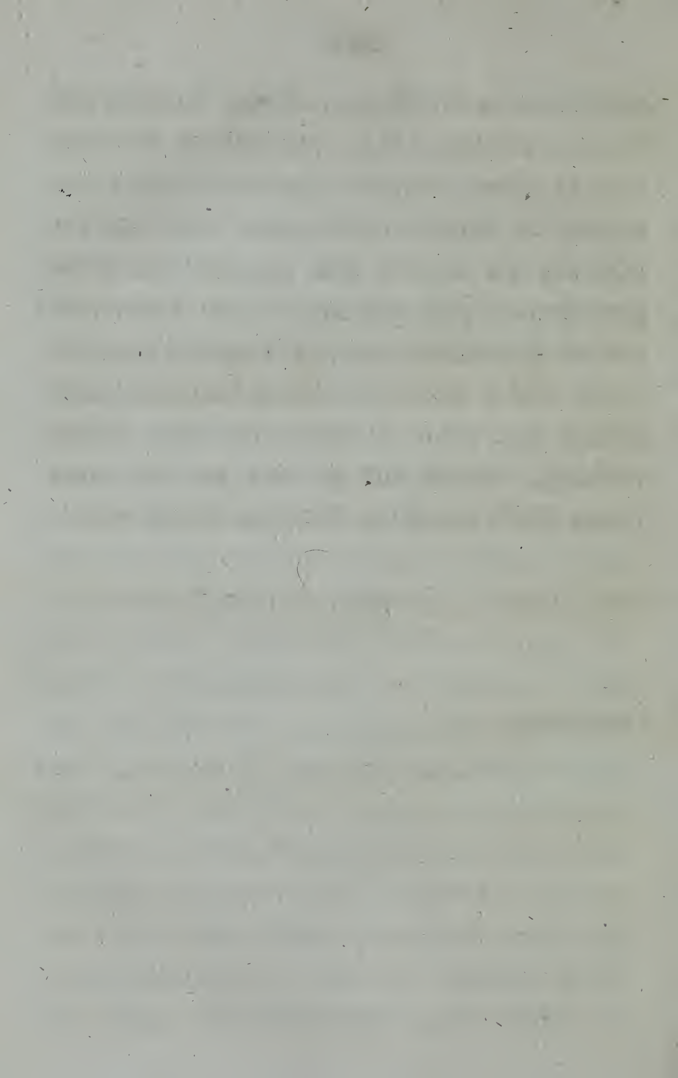
Geschäften und Beziehungen durch die Hände von Personen gehen, welche alle Schwächen und Fehler des Privatlebens an sich genommen haben.

Wie hier das Gemüth, so wird dort wiederum der Geist auf eine wundervolle Weise durch die Höhe der Stellung gehoben und emporgetragen. Der Geist des Fürsten ist Ueberblick, seine Gelehrsamkeit der Besitz von tausend Anknüpfungspuncten für jene Unermeßlichkeit von Gegenständen und Thätigkeiten, welche zu ihm in Beziehungen stehn, oder doch zu kommen versprechen. Das ist nicht die Flachheit der Mancherleywisserey; nein, die nützt den Fürsten so wenig, als allen übrigen Menschen; allein es ist etwas demjenigen, welches Neuere bisweilen den wissenschaftlichen Geist nennen, sehr nahe verwandtes. Ich weiß nicht, ob man mich verstehen wird; doch was liegt mir daran? — Wenn man nur ungefähr auffaßt, wie und weßhalb ein geborener Fürst für mich eine tröstliche, eine erfreuliche Erscheinung ist. Ich fühle mich ihnen gegenüber entbundener, freyer; weil in ihrer Nähe viele jener Klammern und Klauben hinwegfallen, welche das Leben häufig zu einem so ängstlichen Zustande machen.

Es ist mir vorgekommen, daß man fürstlichen Personen eingeworfen, sie können etwa kein Examen machen, es fehle ihnen diese oder jene andere Kenntniß, auf welche der Tadler eben Gewicht legt, weil vielleicht er selbst kein anderes Verdienst besitzt. Nein aber, wie ungelenk der menschliche Geist doch ist! wie fest ein Jeder in seiner eigenen Schachtel verpackt ist, als sitze oben drauf das berüchtigte Siegel Salomonis! — Sehn Sie denn nicht, Verehrter, daß Ihr Nachbar denselben Anspruch machen könnte und so fort bis zum letzten? Wenn Sie sich vorgesetzt haben, in Ihrem eigenen Fache was Rechtes zu leisten, so bringt Ihnen das alle Ehre. Allein folgt denn nicht eben aus demselben Tüchtigkeitsprincipio: es solle der Fürst, nicht etwa dieß oder das, sondern ein rechter Fürst seyn? Und wer ist das? Der mit festem Willen das Gerechte und Gute verfolgt; der mit bewundernswerthem Tacte in den Menschen ihre eigenthümlichen Tugenden und Fähigkeiten auffindet; der, für das Vortreffliche empfänglich, auch dafür zu begeistern weiß, so Leben und Thätigkeit erweckt und nährt. Die Würksamkeit guter Fürsten er=

scheint als eine Art Magie, weil man ihr selten ins Einzelne nachfolgen kann, nur aus der Würkung selbst sie erkennt. Deßhalb mißt man auf die Länge der Zeit die Tugend des Regenten nach dem Erfolge ab; wie einfältig man nun auch von Anbeginn ihn mag zergliedert und nach den Anforderungen des Privatlebens ganz im Einzelnen beurtheilt haben. Daher auch erklärt sich jenes magische Band, welches nicht selten die Völker mit ihren Fürsten verknüpft, während das wie und wo und worin keinem Theile jemals im Einzelnen deutlich wird.

---



# Dritte Reise.



## I.

## Künstlerbildung.

In unseren Tagen pflegt, wer zum Künstler sich bestimmt, von zwey entgegengesetzten Wegen den einen, oder den anderen einzuschlagen. Entweder sucht er auf seinem Zimmer durch eigene wiederholte Versuche dahin zu kommen, wohin er sich gewünscht; oder auch besucht er jene öffentlichen Kunstschulen, Akademieen, welche zu den Eigenthümlichkeiten der neuesten Zeit gehören. Denn Akademieen in unserem Sinne hat so wenig das classische Alterthum gekannt, als vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die neue Zeit. Meisterschulen von Grund auf giebt es nicht mehr. Denn, wie früher die sogenannte Schule Davids, so ist auch gegenwärtig die Schule des Cornelius zu München mehr die Zuflucht junger Männer, welche ihre Bildung vollenden, an sich die letzte Hand legen wollen, als eine Meisterschule im alten handwerksmä-

ßigen Sinne. Alle Versuche, diese zu erneuern, sind bisher an jenem Mangel an Mäßigung gescheitert, an Unterordnung des Willens unter allgemeine Zwecke, welcher zu den Eigenthümlichkeiten unseres Weltalters zu gehören scheint.

Die sich selbst Belehrenden unter den modernen Künstlern bleiben häufig an wahren Armseligkeiten hängen, wie die Fliegen am Leime. So Vieles, worauf man nur im Verlaufe von Jahrhunderten gelangt ist, sollen sie für sich allein erfinden; und das geht denn nicht. Ganz wunderliche Dinge, Producte ungestörter Eigenthümlichkeiten, kommen gelegentlich auf diesem Wege zum Vorschein. Doch hapert es stets im Technischen, im Scientifischen; auch nimmt die Phantasie nicht selten zu capriciöse Richtungen.

Rath zu holen ist demnach nur bey den Akademieen. Allein, wie könnten auf den öffentlichen Kunstschulen, bey pedantisch von Hand zu Hand gehenden Löscheimern, alle die Dürstenden, jeder auf seine Weise und nach seinem Bedürfniß, befriedigt werden? Wie ferner, was in der Kunst bloß technisch ist, also das meiste, in Theorieen gefaßt,

eigentlich gelehrt werden? — Es ist mit diesen Anstalten ein gar sonderbares Wesen. Von 1700 bis 1800 darf man wohl annehmen, daß sie, von Neapel nach Stockholm, von Petersburg bis Lissabon im Ganzen jährlich an Gehalten, Unterstützungen, Zinsen vom Gebäudecapital und anderen Anschaffungen, an Feuerung Licht und Modellen wenigstens dreymalhunderttausend Thaler jährlich gekostet haben. Das macht in jenen hundert Jahren dreißig Millionen Thaler; und, wenn die Summe zu groß scheint, doch wenigstens zwanzig. Was ist aber daraus hervorgekommen? Welchen Künstlern dieser Zeit gestattet man, in Gallerieen sich neben anderen hinzustellen? — Kaum dem Denner, Dietricy und Mengs, welche alle drey, als Schüler ihrer Väter, den Akademieen nun auch gar nichts zu verdanken haben. Will man sehn, was herausgekommen ist, so suche man auf den Treppen und Hausböden und anderen Magazinen älterer Lehranstalten dieser Art, nach den Preis- und Aufnahmestücken, welche von 1700 bis 1800 dort allmählig sich aufgesummt haben. Es ist ein niederschlagender Anblick, welcher auf die Vermuthung

leiten könnte, daß so großer Aufwand zu nichts geführt habe, als falsche Richtungen zu perpetuiren, welche wahrscheinlich, aus Mangel an Abnehmern, sonst ungleich früher in sich selbst würden erloschen seyn.

Die alte florentinische Akademie, von deren Stiftung und Fortschritten Vasari Kunde ertheilt, war nur eine Art ästhetisch-gelehrter Gesellschaft. Der Plan, die Kunst in öffentlichen Anstalten zu lehren, entstand nicht früher, als eben in jener Zeit, als das Glück der heiteren, behaglichen Richtung der Holländer, selbst bey den Italienern die Neigung hervorrief, auf ihrer Bahn sich zu versuchen, als die Historien- und Kirchenmaler darüber die Unruhe empfanden, auf welche ich bereits hingedeutet habe. Die Besorgnisse des Sacchi und Albano hatten fortgewürkt auf Carlo Maratta, welcher bekanntlich die Akademie von St. Luca aus eigenen Mitteln gestiftet hat, das Vorbild der meisten europäischen Akademieen. Sie wollten der holländischen Richtung entgegenwürken; und hierin waren sie nicht unglücklich. Ob sie andererseits eine bessere Richtung gestiftet, oder aufbehalten, ob sie Kennt-

nisse und Geschicklichkeiten verbreitet haben, mit dem Vermögen, aus ihnen Vortheil zu ziehen; darüber hat die stillschweigende Uebereinstimmung der Zeitgenossen längst entschieden.

Wie's nun einmal in der Welt steht, sind vor der Hand die Akademieen ganz unentbehrlich. Es gab eine Zeit, in welcher ich sie vertheidigen müssen; ihre damaligen Gegner sind aber auch an die Reihe gekommen und nun selbst Professoren, werden daher nicht länger auf die Kritik ihnen untergebener Anstalten eingehn wollen, in welchen sie wahrscheinlich auf sich beruhen lassen, was des Herkommens ist. Und doch rathe ich nicht, wie damals sie selbst, jene Anstalten aufzuheben, gleich den Klöstern, vielmehr, aus denselben die einzigen Vortheile zu ziehn, welche sie gewähren können. Denn es liegt der Fehler noch mehr in der Anwendung, als in der Sache selbst.

Was ist denn überhaupt in Dingen der Kunst, publice und classenweis zu lehren? Ich denke, doch nur: Anatomie, Perspective, etwa noch die Art von Literatur, von welcher der Künstler Gebrauch machen, Belehrung und Begeisterung entlehnen kann.

Doch: Malen, sein Werkzeug gebrauchen, Modelliren, in Bronze, in Marmor und jedem anderen Stoffe Arbeiten, kann nur gezeigt, vorgemacht, unter den Augen des Meisters eingeübt werden. — Man wird mir sagen: das geschieht auch zu seiner Zeit. Jawohl, erwiedere ich, doch wenn's bey weitem zu spät ist. Nein, nein, mein werthes Zeitalter, das Technische in der Kunst ist für das Knabenalter die rechte, und diesem auch eine leichte Aufgabe, ganz wie in den lateinischen Schulen die dürren Sprachformen. Sie aber stellen die Sache auf den Kopf und theoretisiren mit dem Knaben, um ihn sodann, an demselben Tage, in die Barbierstube und in die specielle Meisterschule zu senden. Als wenn es die Aufgabe wäre, das bischen Talent, was die Natur dem Jünglinge verliehen, so lange hin und herzustoßen, bis aller Lebenskeim darin erstickt worden ist. — Jetzt, da er lebhaft empfinden, gründlich verstehen, ja schon sich begeistern, mit ganzer Seele vorandringen sollte in diejenige Region des Geisteslebens, welche seine Natur und sein Verhängniß ihm vorausbestimmen; in dieser kostbaren unwiederbringlichen Zeit muß der

arme Jüngling nach Gyps, dann nach Gefärbtem, erst schmieren, dann auf gewisse Weise malen lernen; und dieses, weil der Knabe schon alt ist, mühsam und jahrelang. Grausenhaft! — Wenn nun auch den Leuten die Kunst selbst völlig gleichgültig ist, so mögen sie doch die Menschlichkeit haben, ihren lieben Nächsten zurückzuhalten, wenn sie ihn hineilen sehn zu jenem Abgrunde unerschöpflichen Ungenügens, zu welchem eine falsch eingerichtete Künstlerbildung die Mißleiteten unwiderruflich verdammt.

Nicht nachholen, sondern hinzubringen sollte der Knabe oder Jüngling, den man auf akademischen Anstalten zuläßt, die nöthige Anstelligkeit und Geschicklichkeit, mit seinen Werkzeugen und Materialien richtig und mit Sicherheit umzugehn. Verschiedentlich habe ich bey Anstreichergesellen das rein Technische sehr entwickelt gefunden; auch sind einige der ausgezeichnetsten Bildhauer unserer Tage bey handwerksmäßigen Steinmetzen und Bildschnitzern technisch vorgebildet worden, ehe sie übergegangen sind zu wissenschaftlichen und anderen Gegenständen einer allgemeineren Bildung. Ich schließe aus

diesen Erfahrungen, daß kein Lehrmeister dem Knaben zu gering ist, wenn er nur reichliche Arbeit hat und practisch dazu anweisen kann. Wie wäre es nun, wenn man als Bedingung der Aufnahme in den öffentlichen Kunstschulen aufstellte: es müsse der Aufzunehmende in der Kunstart, welche er zu betreiben sich vorgesetzt, ein bemerkliches technisches Geschicke entwickelt und erprobt haben? Würde hiedurch nicht auch, von Anderem abgesehn, der Uebermehrung ganz hülfloser Individuen vorgebeugt werden, in welcher die europäischen Akademieen so fruchtbar sind.

Was nun aber können die öffentlichen Kunstschulen dem schon Aufgenommenen gewähren? Nur Wissenschaftliches. Denn im Poetischen drohet ihm, bey nothwendiger Verschiedenheit und Durchkreuzung in den Richtungen verschiedener Lehrer, in den Akademieen statt begeisternder Anregung, vielmehr nur Verwirrung und Zerrissenheit. Und in Ansehung des rein Technischen haben wir uns bereits verständigt.

Nun frage ich sämmtliche Akademieen Europas auf ihr Gewissen hin: ob irgendwo in diesen An-

stalten die Anatomie mit derjenigen Strenge und Beharrlichkeit getrieben werde, welche dieser Wissenschaft zukommt? Ich frage sie: ob irgendwo dem Erforschen der Theile an den Leichnamen, die Beobachtung ihrer Bestimmung und Handlung bey verschiedener Bewegung unmittelbar zugesellt werde; wie sich's gehört, wenn das anatomische Studium dem Maler nützen, ihm zu Anderem dienen soll, als zu jener pedantischen Ruhmredigkeit, in welche ihrerzeit die Schüler des Michelangelo sich verloren haben. — Allein auch in der Perspective ist man lau; und die Vorlesungen über die Künstlerliteratur sind, wo sie überhaupt sind, pedantisch, zerstreulich und von aller Anschauung ihres eigentlichen Zieles entblößt. — Man geht den Schlendrian fort; nun wohl, auch diese Art erkenne ich an; ja ich bekenne, daß sie mir ganz so viel Vergnügen macht, als jene Leute mit Nachtmützen in Chodowiecky's närrischen Radirungen. — Doch fordert Pflicht und Gewissen hier zu bemerken, daß die Akademie zu Copenhagen meinen bescheidenen Wünschen bereits in hohem Maße entspricht.

Niemals hatte ich auf Künstler wenn auch nur

den leichtesten Einfluß gewonnen. Mein Lob sah man nicht ungern; doch nicht lieber, als jedes andere. Konnte ich aushelfen, sehr wohl. Uebernahm ich es, Angegriffene zu vertheidigen, oder Verdienste zu rühmen und zu empfehlen, so ward es gut aufgenommen. Allein Gehör ward mir nicht leicht gewährt; eher belehrte man mich, indem man mir jene allerliebsten Allgemeinheiten vorsagte, welche, wenn man sie Einhundertmal gehört, zuletzt nach Speciellerem eine ganz unwiderstehliche Sehnsucht erwecken. Auf diese Weise durchaus zur Ruhe verwiesen, kam ich auf die Frage, ob es nicht mir selbst, dem nachlässigsten aller Dilettanten gelingen könne, unter so viel ungünstigeren Umständen einen eigenen Schüler zu erziehn.

Häufig besuchten mich von Hamburg aus die jüngeren Künstler, welche dort zahlreich sind. Meine Sammlungen und mein Interesse an ihrer Beschäftigung zogen sie an; doch blieb ich auf sie ohne Einfluß; sie verstanden mich nicht. Wer an jenes gergo von Allgemeinheiten einmal sich gewöhnt hat, an welchem heutzutage nicht bloß die Künstler, nein auch so viele andere Professionen sich's begnü-

gen lassen, dem erscheint Jegliches genauer in die Sachen eingehende nicht bloß störend, nein sogar unverständlich. Es ist so bequem, alle Mittelstufen zu überspringen; ich verdenke es den Leuten keinesweges. — Ein einziger war unter ihnen, welcher, ungleich weniger gebildet und belesen, zudem nur in seinen Nebenstunden mit der Kunst beschäftigt (denn gar nicht hoch hinaus wollte man mit ihm) offenbar für Belehrung sehr empfänglich und zur Arbeit unendlich aufgelegt war. Er hatte den Vater frühe verloren, lebte bey sehr entfernten Verwandten, welche ihn gern mir ganz überließen.

In seinem sechzehnten Jahre kam Friedrich Nerly, das ist sein Name, in mein Haus. Ziemlich groß, obwohl noch unausgewachsen, knabenhaft roh in seinen Manieren, in Allem, was die Kunst betrifft der größte Neuling — auch darin, daß ihn die unermeßlichste Begier erfüllte, ein tüchtiger, wo möglich ein großer Künstler zu werden. Das war das Holz, nach welchem ich gesucht. Er hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen.

Durch ihn habe ich erprobt, daß es gut sey, schon dem Knaben die Handhabung aller maleri=

schen Werkzeuge frühe und sogleich methodisch bey=
zubringen. Auf Form und Proportion ward in
den ersten Jahren gar wenig geachtet, doch streng
auf die richtige Führung und Handhabung der
Werkzeuge, vornehmlich der malerischen, gehalten.
Hierin sind Lehrer und Künstler gleich unbesorgt.
Und dennoch ist es nicht gleichgültig, auf welche
Weise man ein Bild überhaupt, oder den Localton
insbesondere anlege, auf die Fläche bringe. Ueber=
all sieht man dabey herumfahren zur Rechten, zur
Linken, gleich den Raketen und Feuerwerken. Da
bleibt denn an der Stelle, wo der volle Pinsel zu=
erst auf der Leinwand anlangt, ein dicker Klecks
sitzen; wo er aufhört aber, da kommt nichts auf
das Tuch, als vieles Oel und wenige Farbe. Die=
ses Gekleckse wird nach der Hand gedrückt, ver=
schoben, vertrieben, bis es einiger Maßen zusam=
mengeht, doch auch taub und schmutzig geworden
ist. Trocknet eine solche Anlage auf, so zeigen sich
überall unbedeckte Stellen; unangesehn, daß die
nächste Lage von der unreinen ihr unterliegenden,
mehr Schaden, als Vortheil hat. Hingegen zeigt
das Licht der Natur, daß man, um einen halb=

flüssigen Stoff auf einer Fläche ebenmäßig mit dem Pinsel aufzutragen, diesen mit Ruhe handhaben, ihn in kurzen Absätzen bewegen muß. Auch wird diese Art, den Localton aufzutragen, oder zu decken, in horizontaler Richtung geschehen müssen, damit nicht etwa die Unebenheiten, welche nicht ganz zu vermeiden sind, bey darauf fallendem Lichte Tiefen und Schlageschatten verursachen. Dieses letzte ist selbst bei Untermalungen zu berücksichtigen; sowohl weil auf ihnen bey transversaler Richtung der Unebenheiten schlecht zu malen ist, als auch weil die Untermalung und, was ihr anhängt, stets durch die Uebermalung hindurchscheinen wird.

Gleich wichtig ist, daß man des Künstlers Hand an Leichtigkeit gewöhne, damit er Reflexe und Lichter und jegliche andere Präcisirung in jeder Richtung in den nassen, oder halbtrockenen Localton hineinspielen könne, ohne zu quetschen, in die unterliegende Farbe einzudrücken, noch das frisch Aufgetragene selbst sogleich zu verschieben. Ach Gott! wie viele Male sieht man, in neueren Bildern auch von größtem Verdienste, das Licht von dem zu schwer geführten Pinsel um ein Paar Linien

hinaus und von der Stelle gedrückt, wo's eigentlich zu stehen die Neigung verspürt hatte. Sehe man dagegen in ächten raphaelischen Bildern, wie da das Licht längs der Nase scharf an seiner Stelle mit dem Vorst in den nassen Localton hineingespielt ist; und läugne mir noch, daß Künstler, zum Präcisiren und Aufsetzen, der allerleichtesten Hand bedürfen.

Ich ließ meinen Schüler von Anbeginn nie ausgehn, ohne vorher seine hirschledernen Handschuhe anzuziehn. Seine Hände waren damals ganz vernachlässigt, wie bey so vielen jungen Künstlern. Doch bald verbesserten sie sich und es erhielten seine Fingergelenke die unentbehrliche Geschmeidigkeit wieder. Eine Kleinigkeit, denkt man. Ja wohl eine Kleinigkeit, woran jedoch sehr Vieles hängt; denn ohne Hände giebt es keine Maler, und ohne brauchbare, keine gute. Sein Auge stellte sich durch fleißige Jagdübungen wieder her; denn es hatte durch Kleinarbeiten gelitten. Auch dieses nur eine Kleinigkeit, doch eine wesentliche, meine werthen, höchst transcendenten Zeitgenossen!

Doch werde ich zu umständlich, und nehme mir

hiedurch den Raum, zu melden, wie der geschickte Knabe in der Folge ein sehr einsichtsvoller Jüngling geworden ist und der einsichtsvolle Jüngling in jenem großen Wendepuncte des Menschenlebens, in welchem die Schauer der Begeisterung einzutreten beginnen, freudig empfunden hat, daß seine Schwingen stark sind und ihn weit hinaus zu tragen und hoch zu heben versprechen.

Ungeachtet meines längstgefaßten Mißtrauens gegen den Nutzen des Copirens behuf der Einübung von technischen Fertigkeiten, ließ ich den Nerly anfänglich einige Versuche dieser Art anstellen, um doch nicht etwa die Rechnung zu voreilig abzuschließen. Die Feder einzuüben, ließ ich ihn einige Radirungen copiren; er machte seine Sache vortrefflich; allein die nächstfolgenden Naturstudien um so schlechter. Eben so gings mit einer kleinen Copie in Oel. Nach diesen auf der Stelle als nachtheilig sich erwiesenen Versuchen, gab ich es auf, sie zu wiederholen und ließ ihn ohne Ausnahme jegliche technische Fertigkeit gelegentlich seiner anderweitigen Studien einüben. Er lernte dabey das Technische schneller zu einem gewissen Ziele

zu führen, und gewann zugleich an positiver Kenntniß und mannichfaltiger Erfahrung von den Gesetzen und angenehmen Zufälligkeiten der Erscheinungen an sich selbst. Auch brachte es den Vortheil, daß er für die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten wahrer Kunstwerke eine größere Frische und Empfänglichkeit des Sinnes behielt, als bey den Copisten anzutreffen ist. Auch, daß er nicht verführt wurde, durch Nachahmung der stets um Einiges nachgedunkelten alten Bilder in jenen dumpfen Halbton zu verfallen, welcher allen denen eigenthümlich ist, welche jemals viele Zeit auf das Copiren verwendet haben. Hierin wird jedoch nicht geläugnet, daß Künstler nothwendig das Vortreffliche stets in den Augen behalten, beobachten und damit wetteifern müssen. Im Gegentheil, es wird nur mit um so besserem Erfolge geschehn, je weniger ihnen das Vortreffliche als Gegenstand einer mechanischen Nachahmung Verdruß und Langeweile gemacht hat.

Eingeschärft ward ferner, jedesmal dasjenige mit größtem Eifer vorzunehmen, was die Umstände zu thun gestatteten. Auf dem Lande ward den

landschaftlichen Erscheinungen, den Gestaltungen der Jagd- und Hausthiere und artigen Individualitäten des Menschengeschlechtes nachgehangen. In der Stadt aber ward der treffliche Arbeiter für mich auf Monathe unsichtbar, weil er von früh auf bis spät Nachts im Hospitale der Anatomie oblag. Ich erinnere mich, daß er, als ich Frühjahrs einmal mit ihm von Hamburg aufs Land hinausfuhr, beym Anblicke der Todtencapelle dortigen Hospitales Thränen vergoß. — So lieb kann denen, in welchen das heilige Feuer sich entzündet hat, sogar das Schauderhafte selbst werden, wenn es zur Kenntniß und zur Sicherheit des Gebrauches nothwendiger Mittel führt!

Um den Jüngling unaufhörlich zum Bewußtseyn und hiedurch zur Ergänzung und Berichtigung eigener Mängel und Schwächen anzuleiten, ließ ich ihn ohne Unterbrechung an Gemälden von eigener Wahl, Erfindung oder Zusammenstellung arbeiten. Denn ich hatte verschiedentlich bemerkt, daß studirende junge Künstler, oft unwillkührlich, stets wiederum auf das Längstbekannte zurückkommen; wie schlecht angeleitete Klavierspieler auf dasselbe Mu-

sikstück, und wie eigensinnige Fliegen auf denselben Punct der Nase. Wenn man aber sie zu eigenen Arbeiten anhält, sie verlockt, dabey sich zu überheben, mehr zu unternehmen, als sie eigentlich schon zu leisten vermögen; so bringt man ihnen hundert Blößen und Leerheiten in ihrer Kenntniß und Anschauung zum Bewußtseyn, lenkt ihre Aufmerksamkeit und ihren Studienfleiß vornehmlich auf das Fehlende, oder doch Unklare, worauf es ankommt.

Die Bilder, welche auf diese Art entstanden, sind zahlreich; viele besitze ich selbst; zwey große Gemälde der Syndicus Sieveking zu Hamburg, Stücke voll großer Vorzüge, welche ich oft mit Vergnügen wiedergesehn; ein artiges kleines Bild hat der Graf von York, ein anderes der Graf Baudissin zu Dresden. Vortreffliche Thierbildnisse bey mir und bey Anderen auch. Alle diese Uebungsbilder haben bisher an den Wänden mit Ehren sich behauptet.

Allein, mehr und weniger, sieht man es diesen Arbeiten wohl an, daß Studien, bald bestimmter Erscheinungsarten, bald besonderer Schwürigkeiten in der Ausführung, den Künstler dabey ganz in

Anspruch genommen. Daher, bald im Ganzen, bald wiederum irgendwo im Einzelnen eine Nachlässigkeit, ein Uebersehen, ein Nichterreichthaben. Andererseits vorragende Vortrefflichkeit desjenigen Einzelnen, welches den Künstler dabey am Meisten in Anspruch genommen. Aehnliche Beispiele zeigt die Kunstgeschichte in Fülle. An diese Classe grenzt noch immer ein Gemälde im Besitze des Grafen von Scheel-Plessen, welches er in Florenz gemalt. Das ganze Bild ist bis auf den Vorgrund hin so vortrefflich ausgeführt, als großartig entworfen. Auch wäre der Vorgrund an sich selbst gut, nur stimmt er nicht zur Linienverknüpfung des Uebrigen. Ein um wenige Monde später gemaltes Bild im Besitze J. K. H. der Prinzessin Caroline Amalie von Dänemark ist im Einzelnen noch besser, als jenes des Grafen Plessen. Allein auch hierin noch einiges nicht völlig aufgehende in dem landschaftlichen Hintergrunde bey vortrefflicher Figur und unvergleichlichem, reichem Thierleben. Weiter vorgerückt in der Auffassung des Ganzen ein großartiges Gemälde im Besitze des Senator Jenisch zu Hamburg. Allein, wenn ich bisher an allen diesen

Arbeiten doch immer noch zwar einiges zu loben, doch Anderes wiederum zu tadeln fand, so ward ich hingegen durchaus befriedigt durch zwey große etwas idealische Landschaften, welche ich in den Nebenstunden des Künstlers zu Rom mir hatte malen und nach mehrjähriger Zögerung gen Berlin kommen lassen. Allein auch diese soll sein neuestes Werk für den Berliner Kunstverein noch weit übertreffen, auf welches ich nach dem Aufsehn, welches dasselbe kürzlich in Rom bey den Künstlern jedes Alters und Stammes gemacht, äußerst gespannt bin. Nach diesen Leistungen eines Jünglings, der kaum das vierundzwanzigste Jahr überschritten hat, hoffe ich, mit Gunst der Gestirne, von diesem Beyspiele einer frühen, doch gesunden (nicht treibhausartigen) Entwickelung einen günstigen Einfluß auf die Ansichten zu erleben, von welchem man bey der Bildung junger Künstler ausgeht. Man bedenke, daß Alles, was in Bezug auf meinen ausgezeichneten Schüler stattgefunden hat, bey minder zerstreulichem Leben, in der Werkstätte eines thätigen, Vieles beschaffenden Meisters, bey wohlthätigem Wechselverhältniß zu anderen, gleichmäßig angelei-

teten Knaben und Jünglingen, mit noch ungleich mehr Sicherheit des Erfolges müsse zu betreiben seyn. Gewiß würde ich erst dann mein Ziel für gänzlich erreicht halten, wenn ich erleben sollte, daß Nerly's Beispiel zur Nachahmung seines Bildungsweges anreizt.

Uebrigens hat auch bey ihm sich bewährt, daß Aufmerksamkeit auf die Bildung des sittlichen Charakters und des Verstandes, daß Hinweisung auf Grundsätze und moralische Consequenz, der Productionskraft der Künstler nur Vortheil bringen kann, wie andererseits gesellige, oder äußerlich angenehme Sitten seinem Fortkommen unter den Menschen. Der tägliche Umgang mit dem wohlgesitteten jungen Manne hat viele Jahre lang nicht allein mir selbst, nein meinem ganzen Hause das Leben erheitert; und es macht mir Vergnügen, sagen zu können, daß mein Maler, so nennt man ihn, weit und breit im Umkreise meiner Wohnung und Besitzung bey den Landleuten umher in so gutem Andenken ist, daß ich von Zeit zu Zeit von seinem Leben und seinen Fortschritten Kunde zu geben genöthigt bin.

---

## II.

## Ursprüngliche Bestimmung und spätere Abänderung des Reiseplanes.

Mein Schüler war nunmehr in der Kunst so weit vorgerückt, auch schon in dem Alter, in welchem man zu ahnden beginnt, daß man nicht bloß um zu erlernen lerne, vielmehr um freyer sich in sich selbst zu bewegen, zu leben und würken. Ich verstand jene aufsteigende Sehnsucht nach begeisternden Eindrücken, welche der Künstler stets in Italien sucht und wohl auch findet, entschied mich daher, ihn dahin zu begleiten; denn es schien mir gewagt eine so junge Seele ohne Uebergang sich selbst zu überlassen. Auch lag es mir längst im Sinne, die früher unter dem Titel: Italienische Forschungen, herausgegebenen Untersuchungen in sich abzuschließen durch eine Arbeit über das Zeitalter Raphaels, zu welcher ich hoffen durfte, an bestimmten Orten vortreffliche und neue Materia-

lien aufzufinden. So ward denn eine dritte Reise über die Berge hinaus beschlossen und langsam vorbereitet.

Es giebt omina, mag man sagen, was man will. Schon in Mantua mußte es mir geschehen, daß ich durch einen Fehltritt mir den Fuß beschädigte. In Folge dieses Unfalles habe ich in Florenz zwey Monathe in gänzlicher Unthätigkeit hinbringen müssen.

Bey wiederholtem Aufenthalte in Berlin hatte ich, Winter auf Winter, das Museum von den Fundamenten aus, welche mit antikem Muth und Verstande angelegt sind, allgemach bis zu einer Kunstvollendung sich erheben sehn, welche um so mehr überrascht und hinreißt, als man des unmittelbar vorangegangenen tiefsten Verfalles der Architectur noch immer eingedenk ist. Liebe und Verehrung des großen Mannes, welcher ein solches Bauwerk denken, durchdenken und mit erstaunenswerther Oekonomie der materiellen Mittel ausführen können; lebhaftes Interesse an einer Stiftung, welche Berlin dem Kunstfreunde nun zuerst theuer und anziehend macht; genaue Bekanntschaft mit dem

Vorhandenen, wie mit der Richtung, in welcher es gesammelt war; dieses Alles begleitete mich nach Italien und schwebte mir um so lebhafter in der Erinnerung, als diese oft von jenseit her geweckt und angeregt wurde.

Nicht sobald war ich in Florenz wiederum in den Stand gekommen, das Lager, bald auch das Haus zu verlassen, als der Geheimerath Bunsen, Königl. Preussischer Gesandter zu Rom, mich brieflich ersuchte, bey Herrn Johann Metzger in Florenz ein Bild zu besichtigen und zu begutachten, welches dem Gesandten behuf seiner Ankäufe für S. M. den König von Preussen war angetragen worden. Auf diese Veranlassung bemerkte ich dem Gesandten, daß Metzger viele Gegenstände besitze, welche nach dem bisherigen Systeme der Sammlung in Berlin erwünscht seyn müssen, weil sie Folgen ergänzen, oder durch bessere Exemplare sie vervollkommnen werden.

Ich hatte in der heissesten Jahreszeit mich an die genuesische Küste begeben, um dort das Seebad zu benutzen, von welchem ich für meine Gesundheit mir einigen Nutzen versprach. Doch war ich nicht lange an der Stelle, als ein Brief des

preussischen Gesandten einlief, worin mir gemeldet wurde: der König habe den Ankauf der Gemälde Herrn Metzger's genehmigt. Nun ersuche er mich, mit demselben den Handel abzuschließen und das Geschäft in allen Theilen zu Ende zu bringen. Herr Metzger war damals im Begriffe, mit der Madonna aus dem Hause Tempi nach Baiern abzureisen, von da in seine Heimath zu gehn; was eine längere Abwesenheit herbeyführen mußte. Um nun das Geschäft nicht aufzuhalten, mit welchem es dem Gesandten ein großer Ernst zu seyn schien, entschloß ich mich, das Seebad aufzugeben und nach Florenz zurückzukehren. Die Güte des trefflichen Metzger machte die Unterhandlung leichter, als eine zweyte und nachfolgende. Er war, in seinem freundlichen Sinne so gut, ein frisch angekauftes Bild von Sandro Botticello, sogleich ohne allen Gewinn es abstehend, den übrigen Gegenständen beyzugesellen. Während der Verpackung, welcher ich zufällig beywohnte, zog Herr Metzger ein bemaltes Kreuz im Geschmacke der Schule von Perugia hervor, und fragte mich, ob ich glaube, daß es dem Könige, oder doch den berlinischen Kunst=

freunden, Vergnügen machen werde. Es schien mir dem Gegenstande und der Schule nach interessant genug, worauf er dasselbe, als ein Geschenk, zu den übrigen Gemälden verpackte. Ich führe diesen Umstand hier an, weil eben dieses aus kindlicher Freundlichkeit der Gesinnung von dem besten Manne der Welt nach Berlin geschenkte Kreuz neuerlich mehrmal in solchem Sinne erwähnt worden ist, als wäre darauf gegen mich irgend ein Vorwurf zu begründen. Zu wissen, daß man dieses Kreuz in Berlin hübsch und interessant genug gefunden, um es wohl eingerahmt in der Königl. Gallerie aufzustellen. Man hat ihm dort den Namen Raphael gegeben. Seitdem es von einigen Guazzobesudelungen geschickt gereinigt worden, zeigt es sich deutlich, daß es in den Seitenfiguren ganz mit den Arbeiten des Giannicola in der Kapelle des Cambio zu Perugia übereinstimme; obwohl der Heiland für diesen secundären Schüler des Pietro Perugino zu edel und schön läßt, daher von noch besserer Hand seyn dürfte. Unter allen Umständen ist eine Arbeit der Schule von Perugia immer des Aufstellens werth; auch selbst die äußere Form des

etwas gothisirten Kreuzes ganz interessant an einem Orte, wo es kein ähnliches Zeugniß giebt für jene Verbreitung der Kunst alter Zeit bis über Geräthe und Geräthartiges (denn ein solches Kreuz wurde über Kirchenfahnen an einem Stabe aufgesteckt). Auch ist es nicht mein eigener, sondern Hrn. Metzger's Einfall, es nach Berlin mit zu senden.

Mit diesem Falle ist ein anderer verwandt, dessen ich hier leider zu erwähnen habe. Vor vielen Jahren erkaufte ich zu Perugia vom Prior der Franciscaner drey Bildchen, welche ich verschiedenen Personen gezeigt und dabey ihnen gesagt habe, daß ich diese Bildchen, welche offenbar Theile einer Altarstaffel gewesen sind, für Theile desselben Gradino halte, welcher ehemals in der Gallerie Orleans zu sehen war und durch das Bilderwerk des Crozat sehr bekannt ist. Gründliche Kenner und Beobachter neuerer Alterthümer wissen recht wohl, daß man die historischen Bilder solcher Altarstaffeln durch Zwischentäfelchen abzusondern pflegte, welche gewöhnlich einzelne Figuren, seltener eine Arabeske enthalten.

Im Verlaufe der Zeit kam ich auf den Gedan=

ken, sie an dem Geburtstage S. K. H. des Kronprinzen von Preussen Höchstdemselben hübsch eingerahmt zu verehren. Die Bildchen waren so allerliebst, vornehmlich das Mittelbild, eine Pietà, so rührend und schön, daß sie die Freude erwecken mußten, welche S. K. H. mir sogleich in einem Briefe mittheilte, worin die Vorzüge dieses Bildes besser und anschaulicher ausgesprochen werden, als mir selbst jemals gelingen könnte. Selbst Hofrath Hirt fand diese Bilder sehr hübsch, bis er gehört, von woher sie in den Besitz des Prinzen gelangt waren. Seitdem hat er nun wiederholt sie zur Zielscheibe seiner Ausfälle gewählt und mit seiner eigenthümlichsten Virulenz besudelt. Ich solle, sagt er, dem Kronprinzen dieselben für denselben, substantiellen Gradino der Krönung der Jungfrau gegeben haben, welcher im Vatican aufgestellt ist und welchen S. K. H. dort mit Vergnügen mit eigenen Augen gesehn hat. Ich habe sie nicht einmal für etwanige Zwischenbildchen dieses Gradino gegeben, welche bekanntlich im Vatican nicht vorhanden sind, sondern nur die Meinung und das subjective Gefühl erwähnt, daß sie von Raphael und

Absonderungen jener Bilder in der alten Gallerie Orleans sey'n. Diese setzt Vasari unter das sehr alterthümliche Bild der Nonnen von St. Antonio und mag es darunter gesehn, oder auch, gleich anderen peruginischen Notizen, in der Erinnerung verwechselt haben. Ich selbst aber kann dem Vasari nicht glauben, daß Bilder so viel neuerer Kunstform als Zugaben für jenes alterthümlichste Bild gemalt seyen. Im Gegentheil halte ich die Bilder des Herzogs von Orleans mit allem Zubehör für den ursprünglichen Gradino der älteren Krönung der Maria im Vatican und habe im dritten Theile der „Forschungen" daher in einer Note auf eine alte handschriftliche Notiz aufmerksam gemacht, welche den Gradino des Vatican einem gewissen Betto zutheilt, welcher gelegentlich der verspäteten Beendigung des Hauptbildes den Gradino ganz gemalt haben soll. Dieser ist zwar vortrefflich und raphaelisch-peruginisch, doch in einer ganz anderen Manier und Tendenz gemalt, als die Krönung selbst. Mit diesen noch unentwirrten Notizen trifft auch der Umstand zusammen, daß in den Bildchen, welche ich S. K. H. verehrt, die Bischofsstäbe nur in

den Grund geritzt, nicht ausgemalt sind. Ueberhaupt aber kommt es hier bloß darauf an, ob die Bilder hübsch und werthvoll.

Ermuntert durch die Zuschriften des preussischen Gesandten zu Rom machte ich demselben die fernere Anzeige, daß unter den Gemälden der Marchesi Nerli schätzbare und für Berlin paßliche Stücke vorkommen. Auch diese befahl in der Folge S. M. der König von Preussen für Sein Museum ankaufen zu lassen. Ich hatte von der letzten Unterhandlung, der ich von Neuem für den Gesandten mich unterzog, schon ungleich mehr Bemühung und Weitläuftigkeiten, weil die gemeinschaftlichen Eigenthümer zu gleichem Sinne gestimmt werden mußten, auch von Siena nach Florenz und zurück viel Hin- und Herreisens nöthig wurde.

In der Zwischenzeit ward uns in Florenz der bevorstehende kurze Besuch S. K. Hoheit des Kronprinzen von Preussen angekündigt. Wer diesem edlen Prinzen jemals sich angenähert hat, wird entschuldigen, daß ich frey bekenne, von seinen mannichfaltigsten Vorzügen, ich möchte sagen, eingenommen zu seyn. Es war daher, glaube ich, sehr unbe-

fangen und unverfänglich, wenn ich, der ich Florenz besser kenne, als die meisten Florentiner, dem Prinzen antrug, in dieser Stadt sein Führer zu seyn. Mein Anerbieten ward ohne Weiteres angenommen, weil es sich von selbst verstand.

Es war eine Aufgabe; nur vier Tage waren diesem alten Mittelpuncte neuerer Bildung zugestanden worden; in so kurzer Zeit sollte vom Besten Nichts ganz übersehen, dem Prinzen zugleich ein dauernder allgemeiner Eindruck gesichert werden Ich glaube sie gelöst zu haben. Durch Eintheilung der Stadt in vier Regionen räumte ich zunächst jeglichen Verlust an Zeit durch verlorene, unnütze Wege durchaus an die Seite. Dann machte ich mir eine Tabelle, worin ich die Sehenswürdigkeiten in drey Classen abtheilte; in ganz unerläßliche, mittle und allenfalls ganz zu übersehende. Zugleich war für jeden Tag eine eigene Spazierfahrt vorausbestimmt, welche ich eintreten ließ, sobald ich nach sechs- und achtstündigen Besichtigungen einige Abspannung in den Mienen der zahlreichen Begleitung des Prinzen bemerkte; denn Er selbst überdauerte alle Uebrigen. Diesem einfachen Kunst-

griffe verdankte ich das Vergnügen, zu sehn, wie Vieles der ganzen Gesellschaft, doch vornehmlich dem Prinzen selbst, aus jenen Tagen lebhaft im Gedächtnisse geblieben ist. Ich habe diesen Kunstvortheil übrigens nicht ersonnen, nur ihn aus der Falkenzucht abgenommen. Denn bekanntlich verlieren diese edlen Jagdthiere das Gedächtniß früherer Zustände durch ein künstlich unterhaltenes Wachen, oder durch diejenige Ueberspannung, welche überhaupt beym Lern- und Gedächtnißfleiße sorgfältig zu vermeiden ist. Jüngere Gelehrte werden sich erinnern, daß ihnen alles bey frischem Muthe Erlernte stets im Gedächtniß haftend geblieben ist, hingegen manche mit Anstrengung durchwachte Mittags-, oder Mitternachtsstunde ihnen bloß undeutliche Begriffe und Bilder in der Seele zurückgelassen hat.

Ich begleitete S. K. Hoheit bis Siena, dessen malerische Untermauerungen und, von der Tiefe gesehn, hochaufstrebende Gebäudemassen, dessen heiterer und prächtiger Dom, großen Eindruck machten. In Arezzo erwartete der Geh. R. Bunsen den Prinzen; er hatte die Ehre, bis Neapel und auf der Rückreise bis Venedig S. K. H. zu begleiten.

Wie Vieles drängt sich nicht oftmals in dem engsten Zeitraume zusammen? Wenn ich erwäge, was in den wenigen Tagen gesehn, gedacht, empfunden worden, was ich, wenn auch vor den bekanntesten Gegenständen, theils mitempfand, theils neu zu denken gezwungen ward, um den Ansprüchen jenes lebendigen, geistvollen Herrn doch einigermaßen zu entsprechen; und wie doch Alles noch so klar mir vor den Sinnen liegt, daß ich darüber jeden Augenblick ein Tagebuch eröffnen könnte: so sehe ich wohl, daß wir Menschen, was die Zeit angeht, in einer Art mathematischer Phantasterey befangen sind. — Für uns giebt es keine Sonnenzeit; nur Pulsschläge des Lebens. Nach diesen sollten wir unsere Zeit messen; nicht nach Sonn' und Mond, sondern nach dem Auf- und Niedergange unseres Geistes, dessen Nächte oftmals so lang sind!

Mein Plan für den Winter umfaßte zunächst einen längeren Aufenthalt zu Siena, wo in der ausgedehnten Briefsammlung Einiges zu thun mir übrig blieb. Dort waren, seit meiner Abwesenheit, einige junge Leute an die Stelle der alten Archivare getreten. Neulinge; indeß gelang es mir

beiden, doch besonders dem Untergeordneten, in sehr kurzer Zeit die ersten Handgriffe der diplomatischen Kunst beyzubringen; was mir für die Zukunft Copisten und eine schnellere Expedition zu sichern schien. Der zweyte war bereits so weit gekommen, eine Urkunde des zehnten Jahrhunderts, welche ich im Domarchive für ihn entlehnte, bis auf ein Paar Fehler, ganz richtig abzuschreiben. Die Notarialhandschrift war abscheulich und so die Sprache. — Später dachte ich nach Rom mich zu verfügen, wo für die Epoche, welche mich anging, beyweitem der reichhaltigste Schatz verborgen liegt, aus den vereinzelten Brocken zu schließen, welche Fea bisher von Zeit zu Zeit herausgegeben hat. Der schlechten Jahreszeit auszuweichen, dachte ich in der Folge nach Neapel, und von dort zurück nach Rom zu gehn; vorausgesetzt, daß ich zur Vaticana und vornehmlich zu gewissen Archiven mir einen ungehinderten Zutritt werde auswürken können. Doch lag es in der Bestimmung, daß meine Pläne zu Wasser würden, sagt man, glaub' ich.

Der Kronprinz von Preussen hatte in Mayland ein verkäufliches Bild gesehn, welches mit größter

Schlauheit aufgestellt, nicht ungeschickt restaurirt, schon seit zehen Jahren bey vielen Reisenden Eindruck gemacht, doch bisher keinen Käufer gefunden hat. Noch in Florenz war S. K. Hoheit in einem wahren Rausche des Entzückens über den nun endlich erreichten, sehnlichen Wunsch, Italien zu sehn; und da muß diese Stimmung jenem mayländischen Bilde allerdings merklich zu Hülfe gekommen seyn. Indeß hatte das Gefallen die Kritik nicht durchaus bewältigen können. Es waren dem Herrn verschiedene Zweifel aufgekommen, welche die mährchenhaften Erzählungen über die Art seiner Erwerbung sehr gesteigert hatten. Von dem Reize des Gemäldes, welches in Mayland selbst viele Künstler und Liebhaber eine Weile verblendet gehalten, schwankte der Prinz unaufhörlich wieder zu jenen Zweifeln hinüber. Er setzte Vertrauen in mein Urtheil, und wünschte diese Frage durch mich entschieden zu sehn; worüber der Geh. R. Bunsen mit mir briefliche Unterhandlungen anknüpfte. Ja der Gesandte besuchte mich deßhalb auf seiner Rückreise von Venedig in Siena.

Ich bin von Haus aus sehr geneigt, meinen

Freunden gefällig zu seyn; und S. K. Hoheit liebte ich mit so viel Innigkeit und Wärme, daß ich Demselben größere Opfer zu bringen geneigt war, als vielleicht jedem anderen nächsten und liebsten Freunde. Indeß war das geforderte Opfer zu groß und ich vertheidigte mich, vielleicht mit Schwäche, gegen die wahrhaft catonische Beharrlichkeit des preussischen Gesandten zu Rom. Ich war in Siena auf längere Zeit eingerichtet, ich sollte nicht allein meine Wohnung, nein auch ein Paar italienischer Bedienten plötzlich entlassen und aufgeben; meine Pläne, meine Arbeiten abreissen; in den härtesten Wintermonathen genußlos eine Reise von siebenzig Meilen nordwärts machen; ich sollte endlich von meinem Schüler mich trennen, ihn der Einwürkung aller extremen Ansichten in großer Jugend aussetzen, und seines Umganges und der Theilnahme an seinen Fortschritten entsagen, an welche, seit bald sechs Jahren, ich mich gewöhnt hatte. Ich kannte den Prinzen genug, um zu wissen, daß Derselbe zu diesem Preise die Erfüllung seines Wunsches nicht hätte erkaufen mögen. Allein der preussische Gesandte war standhafter, als mein Widerstand.

Und nachdem er mir zugesagt, daß S. M. der König, wenn es mit jenem angeblichen Raffaello eben Nichts seyn sollte, andere etwa durch mich Höchstdemselben vorgeschlagene Bilder sicherlich werde ankaufen lassen, wich ich zuletzt der Vorspiegelung, daß Graf Shrewsbury auf jenen mayländischen Raphael ein Absehn habe und leicht mir zuvorkommen dürfe, wenn ich nicht stricte den sechsten Januar von Siena nach Mayland aufbreche. Ich habe den Brief noch bey mir liegen.

Nie in dem Verlaufe meines Lebens habe ich eine gleich widerliche Reise gemacht. Es war überall Schnee gefallen; man weiß, was das sagen will in Italien. Unwegsame Straßen, ausgetretene Flüsse, eingestürzte Felsen, jenseit des Appenins zwey Fuß hoher Schnee. Es ist ein Jammer so schöne Länder so zu sehn und in den kürzesten, bedecktesten Tagen zähneklappernd in italienischen Kirchen, Palästen und Bibliotheken sich umzuthun. In der That habe ich es gebüßt, und die letzte Hälfte meines dreymonathlichen Verweilens in Mayland in dem Zimmer eines Gasthofes zubringen müssen, in dem unwirthlichen, weltmännischen Orte ohne

tröstenden Freund. Doch versah mich der treffliche Cattaneo mit Büchern. Eine große Wohlthat; denn öffentliche Bibliotheken geben in Italien die ihrigen nicht aus.

Ueber den angeblichen Raphael, ein lombardisches **Cento**, habe ich damals sogleich Bericht abgestattet. Nachgewiesen dem Herrn Geheimenrath Bunsen, zuerst in dem Nachlasse des General Pino, ein Bild, über Leben, Christus mit dem Kreuze und zwey Soldaten, von F. Sebastiano del Piombo, aus der Zeit seiner Nachahmung der spätesten Kunstformen Raphaels. Dieses schöne Bild soll in Spanien sich zwey Male wiederholen. Doch kann hier nur von Replik die Rede seyn. Einige wohlfeil angeschlagene Bilder (vier bolognesische Bildnisse, ein hübscher Cesare da Sesto) würden unstreitig, dazu geschlagen, den Gesammtkauf zugleich verbessert und erleichtert haben. Unter allen Umständen gewährte jener Christus der berliner Gallerie die Ausfüllung einer in ihr sehr schmerzlich fühlbaren Lücke durch wenigstens e i n Bild von grandioser Form und Manier. Die Forderung der Verkäufer war übertrieben, was indeß in Italien nie abschrecken soll.

Später machte ich auf die Möglichkeit aufmerksam, zwey lebensgroße Bildnisse von jenem vortrefflichen Morone da Bergamo zu erstehen, daselbst bey dem Grafen Moroni, welcher auf mein indirectes Befragen keine entschiedene Abneigung zeigte, sie zu verkaufen. Diese Gemälde, besonders das männliche Bildniß, sind die schönsten, welche von der Hand jenes großen Bildnißmalers mir vorgekommen sind. Zuletzt schrieb ich ihm aus Venedig, daß im Hause Barberigo die beiden Naturskizzen Tizians, der Prototyp seiner Bildnisse Franz I. und Philipp II. sogleich zu erstehen sey'n. Diese gewiß billig. Indeß hatte Herr Geh. R. Bunsen mir bereits begütigend geschrieben, daß jene damaligen Ueberschwemmungsfälle S. M. den König bestimmen, vor der Hand ähnlichen Ankäufen zu entsagen. Reisende mögen indeß sich nicht abschrecken lassen, die bezeichneten Bilder zu besehen; sie sind auch an der Stelle der Besichtigung werth.

Ich fühlte mich nunmehr wieder frey; denn bis dahin hatte der preussische Gesandte zu Rom mich, ich errathe nicht weßhalb, durch Bitten und Vorstellungen in der Lombardey festzuhalten gesucht. Doch

es währte die Freude nicht gar lange. Aus der Summe, welche S. M. der König von Preussen für den letzten Ankauf bewilligt hatte, war eine Kleinigkeit übrig geblieben, 117 Carolinen und einige Bajocchi. Ich weiß nicht, ob in Auftrag, oder ob auf seine eigene Gefahr, genug daß der Geheimerath Bunsen dieselbe zu meiner freyen Verfügung stellte. Was soll man nun eben dafür kaufen, dachte ich, und wollte ihm den Credit schon zurückstellen, als zu meinem Unglück mir ein Gefäß von Bergkrystall, späte bezeichnete Arbeit des Valerio Vicentino mit reicher Fassung von Benvenuto Cellino, eines Tages zugetragen wurde. Ein so großes Stück der Art kommt nirgend vor. Man forderte dafür **un orrore.** Allein ich kenne drüben meine Leute, wenn auch nicht hier zu Lande. Also sagte ich dem Verkäufer mit Offenheit: Mein Herr, ich habe 117 Louisd'or und einige Bajocchi. Wollen Sie die da, **à la bonne heure.** Doch wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Machen Sie kurz.

Da hatte ich das Gefäß und große Freude daran. Vor vierzig Jahren wäre es in London seine 1000

Pfund werth gewesen. Allein nach der Lust kam denn auch die Sorge, wie das Ding wohlbehalten nach Berlin zu fördern sei. Konnte es nicht auch bei der sorgfältigsten Verpackung schlecht verladen, umgeworfen, in summa zerbrochen werden?

Dieses verhängnißvolle Ding brachte mich nun vollends über die Alpen hinaus und nöthigte mich, über Berlin meinen Heimweg anzutreten.

In meiner Heimath fand ich zu bauen. Während dieser verdrüßlichen Beschäftigung erhielt ich ein Schreiben von Sr. Excellenz dem Staatsminister von Humboldt, in welchem die Meldung enthalten war, daß S. K. H. der Kronprinz wünschen, die von S. M. dem Könige ernannte Commission zur Auswahl und Anordnung der Gemälde u. s. f. möge zu mir sich in Beziehungen stellen; weßhalb der Minister mir anzeigte, daß er mir die Sitzungsprotocolle der Commission marginirt zusenden werde; was bald darauf wenigstens mit dem ersten Statt gefunden hat. Ich sollte meine Bemerkungen an den Rand des Protocolls setzen. Indeß bemerkte ich beim Durchlesen dieses Actenstückes, daß ich im Einzelnen fast überall mit den De-

liberationen der Commission vollkommen einverstanden war, hingegen im Ueberblicke, im Allgemeinen, die Aufgabe so ganz verschieden auffaßte, daß ich statt einzelner Bemerkungen genöthigt seyn mußte, meine Ansichten vielmehr in einem ganz neuen Plane aufzustellen.

Unter allen Umständen ist es schwürig, eine sehr große Zahl von Gemälden verschiedener Zeit und Schule, verschiedenen Absehns und Gegenstandes, so geradezu nebeneinanderhinzustellen, ohne daß sie sich gegenseitig schaden, ohne daß sie den Beschauer weder durch Verstreuung verwirren, noch durch Classificirung ermüden und langweilen. In Privatsammlungen bringt nicht selten der Geschmack des Sammlers eine gewisse Harmonie in das mannichfaltig zusammengesetzte Ganze. In öffentlichen aber, wo man theils von Allem Etwas aufzeigen will, theils auch dem Zufall mehr, als dem Plane verdankt, was darin vereinigt wird; da zeigen sich Schwürigkeiten, welche schwer zu beseitigen, sicher nirgendwo durchaus beseitigt worden sind. In einigen Gallerieen, wo man nur eben darauf gesehen, ein jedes Bild für sich selbst in seinen besten Vor-

theil zu setzen, macht das Ganze den Eindruck einer Bilderbude. In anderen, wo man hat classificiren wollen, ermüdet und erdrückt die unaufhörliche Reduplication des Gleichartigen in der Manier und in den Gegenständen. Ich setzte mir die Aufgabe, den ästhetischen Zweck mit dem kunsthistorischen und systematischen zu verbinden, und will entwickeln, wie solches geschehen könne und ausführbar sey.

Vorerst muß ich berichten, was in Berlin an Gemälden vorhanden war. Bey mehrjährigem fast ausschließlichem Einflusse des Herrn Hofrath Hirt, hatte zuerst Herr Solly, wie man sagt, wohl eine Million preussischer Thaler, in der Folge S. M. der König von Preussen offenbar nicht weniger in Gemälden angelegt, da allein der sollysche Ankauf, wie im Conversationslexicon (Supplement Heft **II.** Berliner Kunstsammlungen) zu lesen ist, 700,000 Reichsthaler gekostet hat, ohne die Giustinianigallerie und andere vereinzelte Ankäufe. Sollte man nun glauben, daß bey Verwendung so colossaler Summen auch nicht ein einziges Werk aus jenen großen Jahrzehnten, von 1510 bis 1530, erwor-

ben wurde? Man könnte nun wohl etwa den Boltraffio, ein schönes, seltenes und schätzbares Bild, für einen Cinquecentisten ausgeben wollen. Allein es ist nur in den Hauptlineamenten, in der Stellung und dem Style des Gefältes als ein Bild der höchsten Stufe neuerer Kunst anzuerkennen; nicht aber in der malerischen Ausbildung, welche vielmehr der nächstvorangehenden Stufe noch angehört. Zudem zeigt es nur eine einzelne stehende Figur ohne Handlung. Einige sehr hübsche Venezianer zweyter und dritter Classe stehen ebenfalls, entweder dem Alten noch zu nahe, oder bereits jenseit der Grenzlinie des Vortrefflichen, gleich jenem in seiner Art schätzbaren Paris Bordone. Der Raphael endlich, den man von Solly erkauft, ist zwar sichtlich ein Raphael, doch ein kindischer; dieses Bild ist mir stets vorgekommen, als stecke Raphael darin, wie der Schmetterling in seiner Verpuppung. — Man sieht, wie sehr eine befriedigende Aufstellung der Gemälde durch den Umstand erschwert wurde, daß man zwar verschiedene italienische Schulen durch sehr hübsch besetzte Stufenfolgen bis zur Epoche ihres höchsten Aufschwun=

ges, ihrer schönsten und glanzvollsten Entwickelung verfolgen konnte, doch hier mit einem Male Athem nehmen mußte, um über das fehlende Beste hinweg einen **salto mortale** zu machen in die Region der matten Nachahmer, bald auch der widerlichsten Manieristen. Denn es hatte der Hofrath Hirt, dessen Gemäldekennerey auf dem Kunstgriffe beruht, von Zeit zu Zeit aus dem Index des Lanzi einige Mandel ganz obscurer und vergessener Künstlernamen zu memoriren, dem Anschein nach auf alle Weise dahin gewürkt, daß solches Gemäldegesindel in Berlin in größtmöglicher Zahl und Menge angehäuft werde. Ich erinnere mich, daß in Italien zur Zeit jener sonderbaren Ankäufe darüber viel Gelächter war und ein unablässiges Suchen nach obscuren Meisterstücken von einiger Erweislichkeit, welche aus erster Hand nur ein Butterbrodt, doch Herrn Solly und später S. M. dem Könige von Preussen viel Geld gekostet haben. — Doch ward unter diesen Bildern eine elende Copie nach Andrea del Sarto für dessen Original ausgegeben, so auch Copien nach Tizian; welches Alles der Gallerie nicht zum Vortheil gereichen konnte.

Also mußte, nach so großem Aufwande, aus den Königlichen Schlössern so Viel entlehnt werden, daß es, glaube ich zu entsinnen, der Zahl nach ein Drittheil des Ganzen ausmacht; dem Werthe nach, die Hälfte. Allein auch der große Friedrich war bey seinen italienischen Ankäufen häufig nicht durchaus wohl berathen worden, weßhalb die Ausbeute dieser Plünderungen in Bezug auf das Cinquecento sich einschränken wird auf: die Leda und Jo des Coreggio; die Pomona, ein schönes Werk der Schule von Lionardo da Vinci; einige recht brave venezianische Bildnisse. Hinzugekommen war an Gemälden dieser Kunststufe, durch directen Ankauf des Geheimerath Bunsen: die Madonna aus dem Hause Colonna, ein sehr interessantes und merkwürdiges Bild, doch noch immer nicht aus der Epoche der Reife des Künstlers; durch mich: der Johannes von Salviati nach der Idee Raphaels frey und mit besserer Zeichnung des Nackten, als in jenem der Tribune in den Uffizi zu Florenz; ferner die Gattin des Andrea, Naturstudium des del Sarto, gewiß dort eines der geistreichsten Bilder der ganzen italienischen Sammlung;

endlich ein Paar Grisaillen von demselben, ein Bildniß von Franciabigio, ein anderes von Fra Sebastian del Piombo. Alles zusammen macht nicht so Viel, als in hundert Privatsammlungen an Bildern dieser Epoche sich anfindet. Ohne Bedenken eine Anomalie. Man erinnere sich auf diese Veranlassung an das, was ich zu Anfang dieses Buches über die romantischen Extravaganzen der sogenannten Begünstiger des Classischen angemerkt habe. Der Hofrath Hirt ist eines der ältesten Opfer der Kritik und Persifflage Schlegel's und verdankt dem Umstande seines Martyrthumes vermuthlich einen großen Theil der Gunst, welche späterhin die Freunde classischer Bildung ihm zugewendet haben. Und eben derselbe Hofrath Hirt hat diese Art der Einbildung und Vorspiegelung so weit getrieben, daß Berlin durch seine Vermittelung gegenwärtig der Stapelplatz und Mittelpunct alter Trockenheiten (vieilles croûtes) und moderner Entartungen ist. Allen Respect auch vor diesen; doch fürchte ich, daß ihre tägliche und in gewissem Sinne ausschließliche Gesellschaft ermüden wird.

Indeß war die Sammlung nun einmal wie sie

eben war, und es galt nicht sie herzustellen, sondern auf eine Weise aufzustellen, welche im Ganzen einen erträglichen Eindruck, im Einzelnen wenigstens dem wissenschaftlichen und reflectirenden Kunstsinne Nahrung und Befriedigung gewähren könne.

Hiezu war zunächst erforderlich, die große Masse von Curiositäten, theils Alterthümern, theils auch ganz affrösen Meistern aus schon vorgerückter Zeit, in die rückwärts belegenen kleinen Zimmer zu verlegen, damit Niemand gleichsam gezwungen werde, im Vorbeygehn sie anzusehn. Denn nicht alle Leute haben die Curiosität, oder Grille, mit solchen Dingen sich ernstlich abzugeben.

Unstreitig mußte im Uebrigen aus den eben vorhandenen historischen Folgen Nutzen gezogen, sie auf eine Weise aufgestellt werden, daß aus denselben der innere Zusammenhang der Kunstgeschichte hervorleuchte.

Nun haben die Verfertiger von Compendien, Leitfäden und Kathedervorträgen unlängst in die Kunstgeschichte die sonderbarsten statistisch-geographischen Abtheilungen eingeführt. Was sie Schule

nennen, ist eigentlich nur Geburtsland; denn ob ein Künstler dieser, oder jener anderen Schule angehöre, wird bey ihnen nicht durch geistige Einwürkungen, nicht durch Lehre, oder Unterweisung in technischen Dingen entschieden, sondern ganz allein durch den nackten und bloßen Taufschein. — Für die armseligste Lohnbehandlung der Kunstgeschichte mag eine solche materielle und bäurisch grobe Handhabe von unvergleichlichem Nutzen seyn. Wer indeß in Gallerieen sie einführt, wo man den Meistern selbst in ihren Werken gegenüber tritt; der ist nothwendig ein tölpischer, ungelenker Dummkopf. Den Gemälden gegenüber will und soll man sehn, in welchen Stücken, in welchen Zeiten und Persönlichkeiten die verschiedenen örtlichen Schulen einander entgegenkommen, mit einander austauschen, sich gegenseitig berühren, oder ganz verschmelzen.

Daher rieth ich die deutsche und italienische Sammlung auf dem Puncte sich begegnen zu lassen, wo sie einander entgegengekommen sind, oder auf eine für die Kunstentwickelung entscheidende Weise sich berührt haben.

Zu den glücklichen Griffen Solly's gehört, daß

er den Genter Van Eyck zu jedem Preise erkauft, auch für eine dreymalige Besetzung des Antonello da Messina gesorgt hat. Hiedurch erhielt die Berliner öffentliche Gallerie den einzigen, allein dastehenden Vorzug, auf eine schlagende Weise zeigen zu können: daß jene venezianische Schule, welche man gemeiniglich die venezianische schlechthin zu nennen pflegt (ich meine diejenige, welche von Antonello auf die Belline und weiter hinaus sich fortgepflanzt hat), sowohl die Technik der Oelmalerey, als besonders ihre naturalistische Richtung, beide von den alten Niederländern empfangen hat. Es war daher unumgänglich den Antonello, Bellino und alles der Richtung und Manier nach Verwandte dem Genter Van Eyck ganz nahe zu bringen.

Von diesem Puncte aus rieth ich, auf der einen Seite die Deutschen (der oberen, wie der niederen Gegenden), auf der anderen die italienischen Schulen, divergirend fortlaufen zu lassen; wie sie denn von der Zeit an auch wesentlich divergirt und nur zu ihrem Schaden und ausnahmweis bisweilen von neuem sich berührt haben.

In Bezug auf die Deutschen und Holländer ge-

stattete ich mir nur vereinzelte Andeutungen; die Familienbildnisse nach oben, unter ihnen jene Darstellungen aus dem gemeineren Menschenleben aufzustellen, welche man das genre zu nennen pflegt; die Landschaften und Seestücke möglichst zu vereinen; Blumen und Fruchtstücke, Stillleben und Thierbilder in derselben Abtheilung zusammenzustellen. Denn in letzter Beziehung hatte ich oft die Erfahrung gemacht, daß Bilder dieser Classe durch ihr Farbenspiel alles Benachbarte quälen, unscheinbar machen; hingegen auch neben dem albernsten Gesichte doch immer nur gleichgültig und langweilig aussehn. In der That habe ich solche Darstellungen in der Berliner Gallerie zum ersten Male mit ungestörtem Genusse mir ansehn können.

Bekanntlich ist die italienische Kunstgeschichte viel complicirter, als die deutsche. Die Schulen zeigen auf der einen Seite bey weitem mehr Abweichungen und Gegensätze, verflechten sich auf der anderen in einander, wo man's am wenigsten erwartet. Mit den Venezianern war nun der Anfang gemacht, das ist mit den Bellinisten; denn Crivelli und die Vivarini und ähnliche Abnormitäten sollten zu den

sauren Imbissen, zu den Merkwürdigkeiten geordnet werden.

Als den Venezianern in Sinn und Manier verwandter, denn jede andere Schule, folgten die Lombarden, welche nicht so zahlreich waren, daß man sie in vereinzelte Schulen hätte ausspalten können. Hier ward in der Folge eine Inversion der Zeit nach beliebt, auf welche ich nicht verfallen, doch sehr damit einverstanden war, als ich davon Nachricht erhielt.

Das mittle Italien grenzt nördlich an die Lombardey, deren künstlerische Richtungen durch das Mittelglied der bolognesischen Localschule zu jenen übergehn. Also mußten Toscaner und Umbrer hier zunächst folgen. Ungetrennt; weil aus beiden, oder durch die glücklichste Vereinigung beider Richtungen, Raphael, der Gipfel moderner Kunst, hervorgegangen ist. So mußte man bis zu jener kleinen Zahl von Bildern gelangen, welche in Berlin bis jetzt die große Kunstepoche darzustellen die beschwerliche Obliegenheit haben.

In der nunmehr, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eintretenden Vermischung aller Schu-

len, in der Epoche matter Nachahmung bey Einigen, närrischer Grillen bey Anderen, hätte einleuchtend eine Schulabsonderung nach Landesarten und Oertlichkeiten die Anschauung des dermaligen Standes der Kunst nur verdüstern und verwirren können. Daher rieth ich, die Gemälde dieser Epoche nach der Gelegenheit neben einander hinzustellen.

Die Epoche des Caravaggio und der Caracci war aus dem Giustinianischen Ankaufe nicht übel zu besetzen. Ich rieth, den Gegensatz dieser Zeit durch Zusammenstellung anschaulich zu machen; auch, in irgend einer Abtheilung die idealischen Landschaften aller Nationen zu vereinigen, sowohl in Ansehung der Abstammung ihrer Richtung aus der Schule der Caracci, als besonders um dem Auge, nachdem es lange auf jene weiten, leeren Gewand- und Fleischmassen hingestarrt, eine gewisse Erfrischung und Anregung zu gewähren.

Endlich brachte ich in Vorschlag, die reflectirenden Maler der Zeit, in welcher man auf die Gründung öffentlicher Kunstschulen verfiel, unter dem Namen der Akademiker die italienische Abtheilung beschließen zu lassen. In dieser Kunstrichtung ist der Gi-

pfel nicht am Ende, sondern beym Anfange aufzusuchen. Nicolaus Poussin, Lairesse und Van der Werft eröffnen und zieren diese Richtung zugleich, welche das zarteste Decrescendo beobachtet hat, welches jemals dem menschlichen Willen gelungen ist.

Gegenüber, rieth ich, den spätesten Holländern die letzten Sprößlinge ihrer Schule, deren deutsche Seitenzweige, beyzugesellen; den Denner und Ditricy. Woran die platteste Unwissenheit Anstoß genommen. Als wenn man diese Gesellen, deren Richtung aus Holland stammt, verloren unter die alten Oberdeutschen hätte hinwerfen können? Oder für ihre Zahllosigkeit eine eigene Abtheilung ermittlen?

Mit sehr leichten Abänderungen ist die Commission diesem Plane gefolgt, und hat mir durch S. Excellenz, den Staatsminister von Humboldt, ihren Präsidenten, auf die verbindlichste Weise ihren Dank bezeugt. In der Folge geruhete auch Seine Majestät der König von Preussen, mir durch ein sehr gnädiges Handschreiben Höchstseine Zufriedenhenheit und Anerkennung auszudrücken, und mir eine kostbare Tabatière als ein Andenken gnädigst

zu verehren. Um wenig später überraschte mich S. Kön. Hoheit der Kronprinz durch das Geschenk seiner Büste, eine der schönsten Ausführungen des vortrefflichen Bildhauers Professor Rauch, in dem feinkörnigsten und tadellosesten Marmor. Demnach war ich der Billigung und Anerkennung Derer, auf welche es eigentlich ankam, zu meiner großen Befriedigung durchaus gewiß. Doch hielt ich es immer für gerathen, alle auf diese Angelegenheiten Bezug habenden Papiere auszusondern und besonders aufzubewahren, weil ich an einigen leichten Spuren wahrzunehmen glaubte, daß Böswillige nur der Gelegenheit entbehrten, mir, wie man sagt, eins anzuhängen.

Verschiedene Jahre waren ruhig vorübergegangen, als endlich im verflossenen Winter der Hofrath Hirt in der Herausgabe eines dritten Theiles meiner Italienischen Forschungen einen Anknüpfungspunct für die Unarten und Schmähungen zu entdecken glaubte, welche er bis dahin wohl nur privatim auszusprechen sich zu gestatten schien.

Der Hofrath Hirt hatte die beiden früheren Theile derselben Arbeit auf seine Weise recensirt,

eigentlich nur mich ohne Maß und Ziel gepriesen. Wie dort das Lob ersetzen muß, was dem Urtheil und der Sachkenntniß gebricht; so glaubte er, bey veränderter Gesinnung, auch hier mit dem Ausdrucke seiner Stimmung völlig auszukommen. Die Berliner Jahrbücher der Literatur wollten jedoch dieses Gemisch von unbegründetem Ableugnen, Wegwerfen, Höhnen und Aehnlichem für eine Kritik aufnehmen und haben sie, ungeachtet des Widerstandes einzelner Mitglieder, der Direction, abdrucken lassen. Ich nahm davon wenig Notiz und begnügte mich, als ich eben drucken ließ, Herrn Hirt zu zeigen, daß ich sein Chalyber kenne. Doch, anstatt ihn zu warnen, erregte die leichte Andeutung nur eine größere Leidenschaftlichkeit, welche neue Angriffe hervorgetrieben hat.

Seine früheren Lobsprüche hatten mich in den Verdacht gesetzt, als stehe ich zu Herrn Hofrath Hirt in nahen und freundschaftlichen Beziehungen, oder in einem gewissen Einverständnisse. Es ist mir daher nicht ganz unerwünscht, daß er zu öffentlicher Kunde gebracht, daß wir einander ganz und gar nichts angehn. Auch hat es eine eigen-

thümliche Süßigkeit, von Personen, welche man äußerst geringschätzt, sich bitterlich gehaßt zu wissen. Genau genommen, fühle ich demnach eine Art von Dankbarkeit und bekenne, dem Hofrath Hirt in gewissem Sinne für seine Ausfälle verbunden zu seyn. Er beurtheile daher, mit welchem Widerstreben ich die Feder ergreife, um ihm zu erwiedern, was leider durch seine eigenthümliche Kunst, alle Fragen durcheinanderzuwerfen, zur Verwahrung meiner Ehre ganz unerläßlich ist.

Zur Einleitung erinnere ich den Hofrath Hirt, daß ich keinesweges die Absicht hege, auf Solches zu antworten, was er selbst für Kritik ausgeben will. Wie könnte ich jemals auf den Einfall gerathen, Gedanken gegen ihn zu vertheidigen, der nie selbst einen Gedanken gefaßt, sein langes Leben lang mit erlernten Phrasen sich beholfen hat. Wie mit ihm rechten wollen über Dinge der historischen Kritik, mit ihm, der nie eine Urkunde sich angesehn, keine Schriftart kennt, ja nicht einmal in den Inscriptionen mittler Zeiten die Abkürzungen von den Buchstaben zu unterscheiden weiß? Wie mit ihm streiten wollen über den Werth, oder

die Abkunft von Gemälden, nachdem ich so oft Zeuge gewesen bin seiner äußersten, sinnlosesten Verwegenheit in Kunstentscheidungen. Mir, mein lieber Hirt, hat man bisher niemals einen Ausspruch dieser Art auf guten Glauben hin abnehmen wollen. Ich selbst habe stets Gründe angeben müssen, historische und innere. Sie hingegen begnügen sich und haben sich stets mit dem bekannten, dixi, begnügt; der Hirt sagt es. Wie glücklich sind Sie, Lieber, ein Publicum gefunden zu haben, welches so kindischen Gründen Gehör giebt, und Sie durch seinen Glauben der Qual überhebt, darlegen und überzeugen zu müssen.

In dem Briefwechsel Göthe's und Schiller's (im dritten Theile S. 152 f.) spricht Schiller, dem Göthe den Hofrath Hirt wohlendossirt nach Jena zugesendet hatte, nach mehrtägiger Beobachtung folgende Vermuthung über diese neue Bekanntschaft aus. „Uebrigens, sagt Schiller, weiß ich noch nicht recht, was ich von Hirten eigentlich denken soll und ob er bey einer längeren Bekanntschaft die Probe halten würde. Vielleicht ist ihm manches nicht eigen, wodurch er jetzt in der That imponirt;

wenigstens scheint mir die Wärme und Lebhaftigkeit, mit der er manches darzustellen wußte, nicht so eigentlich in seiner Natur zu liegen." Sehn Sie, Herr Hofrath Hirt, der gesunde moralische Tact, welcher den großen Mann auf jene Zweifel und Vermuthungen leitete, fehlt der übrigen Welt nicht so durchaus, daß nicht von jeher Viele Sie gerade nur für eine Art literärisch-ästhetischen Tartüffe genommen hätten, denen ich von ganzem Herzen mich anschließe. Ha! — höre ich Sie aufrauschen — mir das, einem Mitgliede der Akademie aller Wissenschaften, einem — Nur stille, lieber Hirt, nehmen Sie Vernunft an. Sehen Sie, um zu entscheiden, ob Sie Kenntnisse, ob Sie Wissenschaften besitzen, haben Sie bisher stets an die Leute sich gewendet, welche in dem fraglichen Fache gar nicht zu Hause sind. Ihre Freunde unter den Philologen werden Sie gewiß nicht fragen, ob es wahr sey, daß Sie nicht so viel Latein und Griechisch verstehn, als irgend ein Quintaner im Joachimsthale; denn sie würden vor Lachen bersten und: ja freylich! rufen. Es wird ja nunmehr sogar durch vergoldetes Erz auf die Nachwelt gebracht,

daß Hirt kein Latein versteht. Denn in den Worten:

**studio antiquitatis omnigenae et liberalium artium Museum constituit**

ist bey der glücklichsten Schiefheit des Gedankens, bey gänzlichem Mangel an logisch-grammatischer Verbindung, zugleich (mit alleiniger Ausnahme des weltbekannten, et) auch jedes einzelne Wort entweder unlateinisch an sich selbst, oder doch in einem Sinne angewendet, welcher nun auch gar nicht lateinisch ist. Allein Sie kennen die Welt, und werden daher den Philologen diese Gewissensfrage nicht vorlegen, eher vielleicht irgend einem von Ihren ungelehrten künstlerischen Freunden. Hingegen werden Sie die Philologen auffordern, Ihnen zu bezeugen, daß Sie ein Kunsthistoriker, daß Sie ein Kenner sind. Und hierin werden die bewährten Freunde Ihnen sicher aushelfen wollen. Das Ja, oder Nein, verändert ja in ihren Angelegenheiten ganz und gar nichts; und werden sie doch nicht einmal dem Vorwurfe ausgestellt seyn, als haben sie in Sachen, von denen sie nichts wissen, wissentlich falsch gezeugt.

Ja, mein lieber Hirt, wem haben Sie wohl jemals durch Ihre Schriftstellerey einen ordentlichen Dienst erwiesen. — Den Archäologen? Sie? mit Ihren schwächlichen Vorkenntnissen? — Den Architecten? welcher Architect der Welt hat denn wohl jemals aus ihrem schlecht digerirten, mit den albernsten Einfällen durchspickten Vitruv, wenn auch nur den geringsten Vortheil gezogen? Was braucht ein solcher Mann? Ueberblick und, im Einzelnen, Sicherheit des Historischen, Beförderung des Verständnisses, Anregung des Genius. Könnten Sie damit aushelfen? — Und nun ihr Kunstgerede; ist es nicht ein allgemeiner Scandal unter den Leuten, die so was durchblättern? Die letzte Art Bücher sind noch die einzigen, welche Sie wenigstens zum Gelesenwerden bringen; denn sie sind auch gar zu närrisch. Allein bey den Büchern, welche gelehrt thun, stecken Sie, gleich der Schildkröte, in einem undurchdringlichen Gehäuse von Langweiligkeit, welches Ihren Ruhm weit mehr befördert hat, als Sie selbst vielleicht glauben. Denn es ist nicht zu berechnen, wie großen Respect die Leute vor Büchern hegen, welche gar nicht zu lesen und dabey dick sind.

In so weit also hätten wir uns bereits auseinandergesetzt. Nun kommen wir aber auf den Punct, wo wir ernsthaft mit einander zu reden haben. Es ist der Gegenstand, der mich veranlaßt hat, diesem hübschen Buche so viele gleichgültige Thatsachen anzuhängen, welche voranstehn mußten, wenn ich anders den Leuten deutlich machen sollte, in welchem Irrthume Sie, entweder selbst stecken, oder Andere arglistig zu befangen suchen; worüber ich fernere Entscheidung mir vorbehalte.

Zugeben werden Sie, mein lieber Hirt, daß jene Gegenstände und Einrichtungen, welche Sie nun wiederholt mit eigenthümlichem Nachdrucke angegriffen haben, nothwendig entweder gut, oder schlecht sind.

Wären nun die Bilder, von denen ich oben erzählt, gute Bilder, die Anordnung des Museums gut und zweckmäßig; so wären Sie schon, unzweifelhaft, ein alberner Schreier und sogar Etwas schlimmeres. Allein setzen wir aus Billigkeit und Ihnen zur Liebe: es taugen jene Bilder ganz und gar nichts, und die Anordnung der Gallerie noch weniger so bliebe doch, selbst unter dieser Voraus-

setzung, Ihnen Nachstehendes ernstlich in das Gewissen zu rufen.

I. Daß Sie, als ein in diesen Angelegenheiten quiescirter Beamter nicht competent sind, darüber publice abzuurtheilen; ja, daß es von seltener Unverschämtheit zeugt, wenn Sie Veranstaltungen und Einrichtungen, welche, mit temporärer Uebergehung des betheiligten Ministerii, unmittelbar von S. Majestät Ihrem gnädigsten Könige, und mit Zuziehung S. K. Hoheit des Kronprinzen, angenommen, angeordnet, gebilligt, gutgeheißen, anerkannt und belohnt worden sind, in Schriften angreifen, denen nicht so gar Viel abgeht, um den Charakter solenner Schmähschriften zu verdienen.

II. Daß, wenn nun auch Ihnen darüber im Ganzen ein Urtheil zukäme, Sie dennoch völlig im Irrthum sind, indem Sie mich für Veranstaltungen und Einrichtungen zur Rechenschaft ziehen wollen, bey welchen ich nie eine Verpflichtung übernommen, nur, auf Anfrage, meine Ansicht und meinen Rath abgegeben habe. Und für diesen bin ich Niemand in der Welt Verantwortung schuldig,

als meinem Gewissen. — Hoffentlich kennen Sie das Ding, Herr Hofrath Hirt?

Verantwortlich sind a) für den Ankauf durch mich empfohlener Bilder, der Herr Geheimerath Bunsen, Kön. Preussischer Gesandter in Rom, Diener und für solche Besorgungen specieller Beauftragter Sr. Majestät des Königes von Preussen.

b. Für die Zweckmäßigkeit der Einrichtung der Gallerie, S. Excellenz der Herr Staatsminister von Humboldt, als Präses, der Geheimeoberbaurath Schinkel, der Director Waagen und die übrigen geachteten Männer, welche auf Befehl Sr. M. des Königes die Commission zur Auswahl der Gemälde und Anordnung der Gallerie ihrerzeit gebildet und ausgemacht haben.

Würden Sie nun wohl beachtet haben, mein lieber Hirt, daß Sie meine bescheidenen Rathschläge und ganz unmaßgeblichen Ansichten gar nicht angreifen, nicht schmähen, nicht herunterreißen können, ohne jene berühmten, ansehnlichen und achtbaren Herren auf das Gröbste öffentlich zu beschimpfen?

Sehn Sie denn nicht, daß es noch Etwas ganz

anderes und unermeßlich verzeihlicheres ist, ohne alle amtliche Verpflichtung nach bestem Wissen und Gewissen Ansichten auszusprechen, Rathschläge zu ertheilen, welche nichts taugen; als bey amtlicher Verpflichtung diese Rathschläge leichtsinnig und ungeprüft anzunehmen, nun gar zu befolgen? Also kann bey alle dem, was an der jetzigen Verfassung der öffentlichen Gallerie zu Berlin, nach Ihrem gefälligen Ausdrucke, schlecht ist, mich nur der kleinste Theil jenes Schimpfes treffen, den Sie mir ganz allein zuwenden möchten. Wenn nun der K. preuss. Gesandte zu Rom, Geheimerath Bunsen, wenn S. Excellenz der Herr Staatsminister von Humboldt, als Präses, wenn der Geheimerath Schinkel und die übrigen Herren, als Mitglieder der mehrbenannten Commission, sich wollen gefallen lassen, daß der Herr Hofrath Hirt Veranstaltungen und Einrichtungen, welche sie amtlich besorgt, geleitet und berathen haben, in öffentlich unter seinem Namen ausgegebenen Schriften herunterreißt, mit groben und ehrenrührigen Epitheten belegt; daß folglich Herr Hofrath Hirt ihr Urtheil, ihre Sachkenntnisse, ihren Diensteifer an=

greift: so werde ich mir ebenfalls freylich gefallen lassen können, einen gar kleinen Theil des Schimpfes so berühmter, ansehnlicher und geachteter Personen auf meine Schultern zu nehmen.

Und nunmehr wollen wir, um nicht mit so geringschätzigen Gegenständen aufzuhören, einige norditalienische Kunstbemerkungen hier anschließen, damit es auch künftig dem Hofrath Hirt nicht an den nöthigen Anknüpfungspuncten fehle für seine sinnreich-zierliche Polemik, welche mir vergnüglich ist.

---

Genua. Dom. Vorgothisches Gebäude, mit gothischen Erneuerungen, ich denke um das Jahr 1200 gebaut, worüber die Localscribenten Auskunft ertheilen werden. Merkwürdig war mir über dem Hauptthore das Basrelief. Christus mit dem Buche, worauf: **ego sum lux mundi**, umher die Sinnbilder der vier Evangelisten. Darunter, ohne absonderndes architectonisches Glied S. Lorenz und die Schergen mit Blasebälgen; links die Richter; rechts der scheue Haufe der Zuschauer. Diese letzte

Darstellung ist offenbar Erfindung, die obere hingegen ziemlich alter Typus. Die Ausführung fleißig bis zur Magerkeit; die Manier dem Byzantinischen zugewendet. An diesem Bilde zeigt sich recht deutlich der Uebergang vom Typischen zur freyen Erfindung, und vom Byzantinischen, was in der Sculptur nie gar Viel gewährt, zur italienischen Art des dreyzehnten Jahrhunderts.

Beachtenswerth in der Ecke zur Rechten, auf der Fläche, ein Engel in Marmorniello. Solche Arbeiten finden sich um diese Zeit (um 1200) überall, wo das Material zur Hand war.

Unterwärts, an den Seitenstemmen derselben Thüre, Sculpturen, welche in das Derbe hineingehauen sind, und der Manier des Nicolaus von Pisa sich annähern.

Diese Gegenstände sind nicht sowohl an sich selbst bedeutend, als vielmehr in dem Sinne, daß sie die Zahl der Belege vermehren für die frühe Entwickelung einer geschickten Steinmetzenschule in der Nähe der Marmorbrüche dieses Erdwinkels. Vergleiche Lucca und Pisa. — Ohne Begünstigung durch die Umstände, was sind, was bleiben wir?

Ueberall begegnet man solchen Denkzeichen. Man könnte sie auffassen, als Ermunterungen sie zu benutzen.

Das Schiff der Kirche geht aus demselben Motive hervor, als zu Rom S. Agnese, worüber die Bilderwerke einzusehn. Im Friese über der ersten Pilasterreihe: **MCCCXII° FILIPPVS S̄NIGRO ET NICOLAVS DE GOANO REPARATORES HVIVS ECCLESIE FECERVNT RENOVARI.** Gegenüber eine andere Erneuerungsinschrift vom Jahre 1307. Diese Gedächtnisse zeugen für das höhere Alter des Stammes der Kirche und erklären zugleich die gothischen Zusätze.

Für das vorzüglichste Gemälde dieser Stadt gilt mit Recht die Martyr des hl. Stephan in der Kirche desselben Namens. Dieses Bild ist unmittelbar nach Raphaels Tode gemalt, beweiset daher bündiger, als irgend ein anderes des Giulio Romano, dessen ausgedehnte Theilnahme an den späteren Arbeiten Raphaels. Der betrübende Gegenstand wird meist auf eine so unmögliche Weise dargestellt, das Volk dem Heiligen so nahe gebracht, daß man diesen übersieht und die Handlung selbst

mehr einer Ueberschüttung mit Steinen gleicht, als einer Steinigung. Giulio hingegen hat den Heiligen in die Mitte des Bildes und weit vorausgestellt, zeigt ihn jugendlich, schön, siegend über die schlimmen äußeren Verhältnisse; beleuchtet ihn hell durch ein nur über ihn hereinbrechendes himmlisches Licht. Ihm näher sitzt der Befehlshaber; die weiter in den Grund gesetzten römischen Soldaten werfen aus einiger Entfernung, zielen, folgen dem Wurfe mit dem Blicke, wodurch diese Handlung Thätigkeit und Wahrheit erhält, ohne doch als das Hauptmoment zu erscheinen, welches in der Figur des Heiligen und in deren vortrefflichem Ausdrucke enthalten und ausgesprochen ist.

Im Palast Durazzo und in anderen, wo vortreffliche Bildnisse von Vandyck, schöne Dominichino und ähnliche, in moderner Art, classische Sachen hängen, machte ich die Bemerkung, daß in den räumigen und hohen Zimmern und Sälen neuerer Paläste die zierlichen Manieren und kleinlichen Dimensionen sowohl der altitalienischen, als der späteren holländischen Art durchaus übel angebracht sind; daß hier ein breiter Vortrag, eine großmas-

sige Behandlung an der Stelle ist, gleich jener der Spanier in ihrer besten Zeit, oder des Anton Vandyk, oder anderer, welche mir nicht beyfallen. Die Prachtzimmer der Genueser sind nun allerdings ungewöhnlich hoch. Ich will daher nicht sagen, daß man nur für diese und ähnliche zu malen habe; nur daß man stets auch auf solche Fälle solle eingerichtet seyn.

In Mayland habe ich mir Verschiedenes angemerkt. Man sieht denn vornehmlich nach solchen Künstlern sich um, welche an der Stelle geblüht und gearbeitet haben. Hier interessirte mich daher besonders, was man gemeiniglich die Schule des Lionardo da Vinci nennt, eigentlicher, die Nachwürkung, nennen sollte. Denn es wird der Einfluß des Meisters nur bey wenigen dieser Maler recht bemerklich; dem Boltraffio, dem Melzo; und diese fehlen eben.

Von Lionardo ist nicht Viel übrig; das Abendmahl gar nicht, sogar ihm gegenüber die beiden Bildnißköpfe (unter dem Kruzifix von **Giov. Donao Montorniano, 1495**) sind abgeblättert. Die schönen Bücher voll Zeichnungen wären, sagte man,

in Paris geblieben, oder sonst verschleudert worden, nur Manuscripte vorhanden mit einigen erläuternden Zeichnungen von geringer Bedeutung, als Kunstwerke angesehn. Merkwürdig noch in der Ambrosiana die Bildnisse des Lodovico Sforza in dreyviertel Ansicht, etwas violett im Tone, in den Schatten noch gedeckt, überhaupt von noch alterthümelnder Kunstart, doch fein und verstandvoll in den Formen. Seine Gemahlin geringer. Diesen Bildern gegenüber drängte sich mir die Vermuthung auf, daß Lionardo zu Mayland mit niederdeutschen Malern sich berührt, von ihnen das Oelmalen gelernt habe, welches zu Florenz vor seiner mayländischen Reise nicht üblich, ja kaum historisch bekannt war. Hierin bestärkte mich ein allerliebstes kleines Bild beym Grafen Alberto Litta, Madonna mit dem Kinde. Das Motiv dieses Bildes zeigt sich in einer stark retouchirten Zeichnung des Lionardo in den Sammlungen der Gallerie der Uffizi zu Florenz. Auch das Bild selbst hat in einigen Theilen gelitten; die Hand des Kindes die Lasuren eingebüßt. Doch sieht man um so deutlicher, daß Lionardo damals die Schatten pastos unterlegte,

wie überhaupt an der fein abgeriebenen Farbe, den sorgfältigen und hellen Unterlagen, der Reinlichkeit in der Behandlung, sehr viel Altniederländisches.

In der Gallerie der Ambrosiana werden hinter Glas einige wunderherrliche Zeichnungen des Lionardo aufbewahrt, Bildnisse und Compositionsfiguren, unter welchen ein weibliches Bildniß im Vollen mir von jeher besonders zugesagt.

Unter den mayländischen Malern, welche der Schule des Lionardo beygezählt werden, ist Bernardino Lovino der bekannteste, beliebteste. Selten besieht man indeß zu Mayland in dem Saale der Villa Reale die abgesägten, sehr aufgemalten Geschichten des alten Testaments, und daselbst in einem Zimmer des Erdgeschosses ein Bad junger Weiber und das Kaminstück, die Esse des Vulcan, dem Venus hausmütterlich bey der Arbeit hilft. Dieses letzte angeblich aus dem Kaminzimmer des Klosters la Pelucca auf halbem Wege von Mayland nach Monza. In diesen Bildern, nach Lovino's Art, die Glieder zwar proportionirt, doch ohne Ausbildung der einzelnen Formen. Die Anordnung erinnert an die antiken Mauerverzierungen.

Sein Hauptwerk indeß bleibt jene berühmte Mauermalerey zu Saronno in S. Maria, wo links auf dem Pfeiler: **BERNARDINVS LOVINVS PINXIT MDXXVV.** Ich denke 1530. Auch hier ist Alles in Guazzofarben übergangen worden, so daß gegenwärtig nur der Moses in den Helldunkeln des Werkes ursprünglichen Werth und Charakter ganz rein darlegt. Die Regierung Eugens ist die Epoche dieser, wie der Erneuerungen des Abendmahls und anderer Wandgemälde der Stadt und Gegend. Indeß hat man noch immer die schöne Composition und Bewegung der Figuren und die naive Auffassung des Gegenstandes in seinem Ganzen, vornehmlich der Anbetung der Könige, in deren Gefolge der Kopf des Schwerdträgers hinter dem alten Könige ganz erhalten und sehr schön ist. Hier, wie auch sonst in den häufig etwas geleckten Oelgemälden des Lovino ist mir dessen Verwandtschaft zum Giovann Antonio Razzi da Vercelli aufgefallen. In einem Mauergemälde des **lavatojo** der Karthäuserkirche bey Pavia, wo die Madonna mit dem Kinde, welches eine Blume pflückt, glaubte ich auf ersten Blick einen Razzi

zu sehen, wiewohl das Bild dem Lovino beygemessen wird. Ob der letzte etwa in einer Zwischenreise des Razzi mit ihm sich berührt, von ihm angenommen hätte? — Zum Schüler des Lionardo scheint den Lovino weder seine späte Blüthe, noch seine Formenunkenntniß recht eigentlich zu qualificiren. Zu Venedig in der Gallerie Manfrin hängt ein bezeichnetes Altarbild des Lovino mit der Jahreszahl 1512. Damals war er, wie dieses Bild zeigt, ein altförmiger, dabey ziemlich stumpfer Maler, welcher nur erst späterhin durch Naturalismus und vieles Hinblicken auf Lionardo sich heraufgesteigert zu haben mich bedünken will. So veranlaßt, bemerke ich, daß von Razzi eine große Zahl von Studien und anderen Zeichnungen in der Sammlung des padre Resta (Bibliothek Ambrosiana) verstreuet vorkommt. Z. B. Vol. 84. no. 3, 8, 9, 11, 13, Vol. 85. no. 30, 32 u. s. f. — Die Zeichnungen dieses Malers gehören zu den Seltenheiten.

In der Composition, im Charakter und in der Anmuth mehrfältiger dem Leben abgelauschter Motive stehen dem Lovino nach, sowohl Gaudenzio Ferrari, als Cesare da Sesto.

Hingegen ist der erste im malerischen Reize und in der Formenkenntniß weit über den Lovino hinausgegangen. In der Kirche St. Celso, rechts über einem Seitenaltare, eine Taufe Christi, oberhalb schwebende Engel, welche heiter, lebendig, grazios und saftig gemalt sind, und dem Coreggio sehr nahe kommt. Der Gott Vater in den Wolken ist abwärts und nicht ungeschickt verkürzt; was mich in der Vermuthung bestärkt, daß Gaudenzio irgend einmal auf den Coreggio hingesehn, oder mit ihm sich ausgetauscht habe, dem auch andere Theile des Bildes ähneln, wie, in den Schenkeln des Täuflings, die Lichtspiele, der Localton des Fleisches, die Bildung der Kniee. In dem Gefälte eine gewisse Schwankung von deutscher Kleinlichkeit zum Aufgeblasenen der Manier sehr moderner Italiener. Ueberhaupt muß man von dieser Schule sich nie versprechen, irgendwo ganz selbstständige, in allen Theilen befriedigende Leistungen zu sehn. — In derselben Kirche ein hübsches Bild mit dem Namen Paris Bordonus. Das Bild gehört zu den saftigen des Meisters, der in allen Hauptsachen

bereits sehr schwach ist und bekanntlich der venezianischen Schule angehört.

Gaudenzio, der noch in Saronno, an der Kuppel, vortreffliche Arbeit geliefert, ward mit den Jahren schwach und maniert. In der Kirche **della passione** zu Mayland ist ein Abendmahl, in die Höhe, wo für die großgehaltenen Figuren Beobachtung und Kenntniß dem Maler nicht ausgereicht. Es ging ihm, wie so vielen Malern jener Zeit, welche bey unzureichender Kenntniß, doch in der Größe der Dimensionen nicht hinter den jüngeren zurückbleiben wollten.

Von Cesare da Sesto das Hauptbild im Hause des Duca Scotti zu Mayland, Taufe Christi, geräumig durch die weite, sehr ausführliche Landschaft. In diesem Bilde ist noch viel Lionardeskes; doch wird es dem Cesare beygemessen und ich denke mit Grund. Die landschaftlichen Theile hält man für Arbeit eines anderen. Im Hause des Duca Melzi eine Madonna, das Kind ganze Figur in hübscher Landschaft. Auch hier neigt sich Einiges zum Lionardo. Ich würde daher den Cesare für dessen

Schůler halten, fiele seine Würksamkeit nicht in zu spåte Zeit. Hier lieset man:

**Cesar Triagrius pinxit 1530.**

Aus der benachbarten Schule von Lodi erwarb die Gallerie der Brera zu Mayland meinerzeit, durch Kauf vom General Lecchi in Brescia, ein großes Altarblatt, Madonna sitzend, neben ihr stehen zwey månnliche Heilige, vor ihr sitzt ein Kind, Johannes Baptist, das schönste im Bilde und Raphaels werth, wenigstens ihm nicht unåhnlich. Kråftig gemalt und colorirt. Eine achtenswerthe, doch ebenfalls keine freye und selbstståndige Leistung. Unten auf einem gemalten Blåttchen Papier:

**Calixtus Laudensis.**

Zugleich mit diesem Bilde hatte man für die Gallerie einen sehr berůhmten Gaudenzio Ferrari angekauft. Die Martyr der Hl. Katherina **delle ruote.** Die Heilige etwas Guidisch schön; die Henker mit großem Fleiße nach Modellen, doch nicht überall mit Verståndniß. Das Bild macht eins ins andere den Eindruck einer Fenstermalerey.

Beide Bilder kosten dem Galleriefonds zusammen

70000 Zwanziger, also mehr als 23000 Kaisergulden. Ich führe diesen Umstand an, damit man sehe, daß in Italien für Bilder, auf welche man seinen Kopf gesetzt, noch immer Viel bezahlt werde. — Und doch sind diese Bilder nicht eigentlich classische; man wollte sie, um in der Nationalgallerie diese Meister zu repräsentiren.

Der Figino ist ein schwacher, viel modernerer Meister. Von ihm in S. Ambruogio in der Kappelle S. Giorgio, rechts vom Hauptaltare, ein Madonnenbild, in welchem der schlummernde Christus und der kleine Johannes beide buchstäblich aus der vierge au diadème entlehnt sind. Das letzte Bild muß in dieser Gegend sich aufgehalten haben, ehe es nach Frankreich gelangte. Es erklärt sich daher jene freye Nachahmung in älterer lombardischer Manier, bey Herrn Brocca in Mayland, welche diese Winterreise nach Mayland allein veranlaßt hatte.

Interessant war mir in Mayland im Hause des Dr. dell' Acqua, ein Bildniß des Gentile Bellini untersuchen zu können, welches bezeichnet ist. Die Form ist hübsch aufgefaßt; doch springt der Kopf

nicht recht heraus. Gentile hat weniger impastirt, als Giovanni Bellini und häufig in die nasse Lazur dünne Halbtinten eingeschmelzt. Am Sockel des Bildes lieset man: **Henricus Dandulo — opus Gentilis Bellini V. equitis ex alio exemplari — Dux venetus MCCCCLXXXXII.** Mit diesem Bilde stimmt ein Bildniß im Berliner Museo, welches dort dem Gentile beygemessen wird, recht wohl überein. In Venedig giebt es Historienmalereyen mit dem Namen dieses Künstlers. Doch sind sie stark restaurirt und daher minder geeignet, daraus seine Manier kennen zu lernen.

Bey demselben **Dr. dell' Acqua** ein Bild „von Putinone di Treviglio", welcher ebenfalls bey Lionardo gelernt haben soll. Doch ist dieses Bild offenbar nach 1520 gemalt, und kann ich nicht über die Richtigkeit der obigen Angabe entscheiden, da ich den vielleicht nur wenig erheblichen Gesellen nicht kenne.

Ueberhaupt scheint zu Mayland die beobachtend-forschende Richtung des Lionardo keinen entschiedenen, noch weit hinaus würkenden Anstoß dortigen Malern ertheilt zu haben. Eher den Bildnern,

welche, wie's denkbar ist, mehr technische Vorbereitung hinzubringen mochten. Gewiß ist die bildnerische Verzierung des Octogons in der Kirche S. Satiro dem Florentinischen recht nahe verwandt. Friese von Kindern und große Köpfe in den runden Nischen; alles derb und charaktervoll und nicht ohne Styl

Von dem Salai weiß ich nichts zu sagen, als das Bekannte, daß er viele hübsche Kabinettstückchen gemalt hat, von denen die Lombardey noch immer angefüllt ist. Er möchte Einiges noch unter Lionardo angelegt und mit Theilnahme des Meisters beendigt haben; so die beiden weiblichen halb Figuren, Tugend und Eitelkeit, in der Gallerie Sciarra Colonna zu Rom.

Eine Ausflucht nach Pavia belehrte mich über den gegenwärtigen Bestand der angeblich longobardischen Kirchen, und gewährte mir den vollen Genuß des glanzvollsten Tempels der Welt, der Karthause, durch welche die Herzoge von Mayland ihre Sünden zu büßen geglaubt. Die vortrefflichen Bildnerarbeiten an der Vorseite der Kirche beweisen, um wie viel mehr vorgerückt diese Kunst, als die

Malerey, in den lombardischen Schulen des fünfzehnten Jahrhunderts. — Zu Pavia, im Hause des Professor Scarpa, neben interessanten Bildern, ein Helm von Bronze mit Figuren, den der Besitzer für Michelangelo hält, doch im Style des Caradosso. Ein gutes Bildniß soll jenes raphaelische des Tibaldeo seyn, dessen Bembo in seinen Briefen erwähnt (**Lett. sulla pitt. To. V. p.** 134. n. Ausg.). Für diesen Namen ist es zu incorrect, allein auch Bembo keine unumstößliche Autorität.

Ich besah mir ferner alle die unsäglich dürftigen Meister der alten lombardischen Schule zu Pavia, Mayland und überall, wo sie vorkamen. Ein wenig frischer und kräftiger, **Macrinus de Alba** (im Piemont) 1490, auf einem seiner Bilder in der Karthause bey Pavia. Uns Kennern wird seit einigen Jahrzehnden das Leben recht sauer gemacht durch jene Unzahl gleichförmiger, matter, charakterloser Maler, welche der Localpatriotismus und, auf dessen Basis, Lanzi zu Namen und Ehren gebracht. Früher mühte man sich um moderne Schmierer; jetzt um alte Vergolder. Was ist nun das Beste?

— Wegzuwerfen, von sich zu stoßen, was in den Malereyen alles eigenen Lebens und Geistes entbehrt, damit das Herz nicht einschrumpfe, nicht unfähig werde, das Starke, Große, Tiefe und Innige in sich aufzunehmen. —

Die Schule von Bergamo, in welcher Stadt ich einige Wochen lang mich aufgehalten, gewährte mir unter diesen Umständen nicht geringen Trost. Diese Stadt hatte in älteren Zeiten den Andrea Previtale hervorgebracht, einen sehr tüchtigen Maler in Bellino's Manier; in Sto. Spirito daselbst der Seitenaltar linker Hand, in der Mitte St. Johannes Baptist auf einer Erhöhung, wie predigend; zu den Seiten St. Joseph, St. Paul und zwey andere Heilige. Auf einem Blättchen zu den Füßen des Hl. Johannes: **Andreas Previtalus pinxit. M.D.XV.** Auf anderen Bildern nennt er sich **Andreas Berg. (Bergomaeus).** Im obigen ein schönes, etwas statuarisches sich Gehaben, ein edler Charakter. Nichts Hinreissendes; allein das Rechte, Zufriedenstellende.

Später, doch nur um wenig, der berühmte ältere Palma, von welchem hier nichts vorkommt.

Dann: Cariano, dessen Bilder häufig den Giorgione vorstellen und ersetzen müssen. Beym Conte Roncalli ein reizend geordnetes Familiengemälde, etwas gelblich und schwach im Tone und, dem Ansehn nach, ohne Gründung auf die Leinwand gemalt. Darunter die etwas beschädigte Schrift: **Jo. Carianus Bergomeus MDXVIIII.** Seine historischen Bilder geringer.

Den Kreis beschließt der vortrefflichste aller Bildnißmaler, Jo. B. Morone von Bergamo. Seine historischen Bilder sind schwach und bereits etwas maniert. Hingegen seine Bildnisse stets gut, und bisweilen unvergleichbar. Im Hause des Grafen Moroni zwey lebensgroße Bildnisse, ganze Figur. Das weibliche sitzend in sonderbar gedrehter Stellung, ich denke um einen Fehler im Wuchse zu verheimlichen. Das Ganze nimmt sich vortrefflich aus, obwohl die Frau weder schön noch anziehend ist. Hingegen unterstützte den Künstler bey dem männlichen Bilde sein Gegenstand. Ein schöner und bedeutender junger Mann, dessen blühende Gesichtsfarbe die Nachbarschaft einer pfirsichblüthfärbigen, anliegenden spanischen Kleidung ohne

Schaden erträgt. Sein Motto an der Mauer, welche den Grund bildet: mas el çaguero, que el primero. Am Rande des Bildes ganz unten lieset man Jo. Bap. Moronus p.

Diese Bilder sind durchaus und stärker impastirt, daher leuchtender, als das folgende in casa Brembati. Dieses, ein Brustbild, stellt den Bartolomeo Bongas vor, einen Mann von hoher Geburt und geistlichen Würden, welche seine Kleidung nicht ankündigt. Die Jahreszahl, 1584, ist mit der Angabe des Tassi, daß Morone 1578 gestorben sey, unvereinbar. Ich hatte nicht Zeit zu untersuchen, ob nicht die Aufschrift des Namens und der Titel des Dargestellten, ein Nachtrag sey und die Jahreszahl auf dessen Tod Bezug habe. In diesem Bilde sind die fetteren, pastoseren Lichter ein wenig über die dünnaufgetragenen Mitteltinten hinausgewachsen.

Ein recht widriger Maler dieser Schule ist Lorenzo Lotto; ein so manierter, daß man nicht begreift, wie man von 1510 — 25 einen solchen Gesellen nur hat ertragen können, ohne ihn zu steinigen. Ich kann mich nicht entschließen, hier zu

wiederholen, was ich in Bergamo über ihn aufgezeichnet habe, wo in den Kirchen einige bezeichnete Bilder von seiner Hand vorkommen, doch keines, welches an den Werth der Exemplare reichte, welche die Gallerie zu Berlin von ihm aufzuzeigen hat. Sonderbar, daß man ihm gern das hübsche Bild in der Kirche zu Alzano, unweit Bergamo beymessen möchte, um die Ehre des Vaterlandes zu retten. Ich bezeichne hier das Bild zur Linken, auf dem zweyten Altare, wo St. Peter Martyr von zwey Albigensern erschlagen wird, sein Gefährte entflieht. Es ist Handlung in dem Bilde, Form und Disposition nicht schlimm. Diese, wie die pastose malerische Behandlung verweisen auf die nahe Schule der, **della piazza**, zu Lodi. Der Ton des Bildes hat durch Verwaschung gelitten; sonst würde die Sache noch auffallender seyn.'

In dem nahen **castello di Malpaga**, dem alten Sitze des Feldherrn Coleoni, Malereyen von Rumanino von Brescia, in welcher letzten Stadt wir ihn aufsuchen wollen. In Bergamo giebt es gar hübsche Bauwerke; die Lage der Stadt gehört zu den schönsten Italiens.

In Brescia sind viele Gemälde zu sehn und einige Meister recht eigentlich zu studiren. Das Hauptbild von Rumanino befindet sich in dem Hause des Conte Brugnoli. Christus nach der Abnahme vom Kreuze, von den zukommenden heiligen Personen umgeben. Reiche Zusammenstellung und viel Affect, dessen Ausdruck bisweilen auf gewissen eigenthümlichen Gewaltsamkeiten der älteren Schulen beruht. Rumanino war auch mit den Deutschen bekannt, und folgte ihnen bisweilen in der Bizarrie der Costüme. Dieses Bild ist nicht bezeichnet; doch ein anderes im Palast Manfrin zu Venedig, ebenfalls eine Grablegung, worauf: **Hieronymi Rumanini Brixiani.**

In demselben Hause, jenem gegenüber, derselbe Gegenstand etwas größer von Moreto. Diesen Meister lernt man nur in seiner Vaterstadt kennen und würdigen; an entfernten Stellen bringt man gewöhnlich seine Bilder unter bekanntere Namen. So zu Mayland das Bildniß, welches Lunghi für Giorgione ausgab; zu Rom, in der Gallerie Fesch, die große Himmelfarth der Madonna, welche man für Tizian giebt; und zu Wien die Heilige mit dem

Einhorn. In Brescia befindet sich von diesem Meister eine große Zahl von Gemälden jeder Größe. In allen mehr Zeichnung, als Venezianern zugemuthet wird, mehr allgemeiner Ton und Unterdrückung der Localfarben. Der Ton neigt sich zum Graubläulichen, oder violettlichen. Von Moreto zu Brescia: in St. Nazario, in der Sacristey ein kleines Madonnenbild mit anstoßenden zwey Bildchen, worin die Verkündigung. In der Kirche aber, auf einem Seitenaltare zur Linken, die Krönung der Madonna, unten vier Heilige. In diesem Bilde ist ein außerordentliches Studium, mehr, als in vielen anderen, welche ihm hier beygemessen werden. Im Eingange derselben Kirche scheint neben einigen Guazzi des Rumanino die Verkündigung ebenfalls von Moreto gemalt zu seyn. — Im Hause des Conte Fenaroli schöne Bildnisse, unter welchen eines in ganzer Figur von Moreto; von demselben ebendort Venus und Amor an einer sehr dunklen Fensterwand.

In den Häusern Tosi und Lecchi schöne und interessante Bilder; doch habe ich mir vorgesetzt nur das ganz örtliche und einiger Maßen Neue zu be=

rühren. So übergehe ich selbst die interessanten Ausgrabungen einer alten Basilika der Kaiserzeit, welche man wunderlicher Weise einen Tempel nennt, und thörichter zu einem Museo restaurirt hat. Nächst der berühmten, sehr schönen Victorie von Bronze giebt es dort genug, um den frühen Verfall, oder die ursprüngliche Mattigkeit der Kunst in den entlegneren Provinzen des römischen Reiches von Grund aus zu studiren. Ich wüßte nicht, wo mich jemals ein bedrückenderes Gefühl überrascht hätte, als diesen Büsten und Sächlein, als diesen geschwollenen Vergliederungsverzierungen gegenüber, mich befiel. Bey jenen höchst curiosen Madonnen von ganz barbarischer Bildnerarbeit des achten bis eilften Jahrhunderts ward mir auf gewisse Weise wiederum besser. Sie machten Miene, als wüßten sie's eben nicht anders und befänden sich in ihrer Weise ganz wohl.

Verona, Vicenza, Padua; wer hätte es nicht gesehn, wer nicht beschrieben. In Padua werden indeß die scuole und Kirchlein neben dem Santo häufig, diesem reich ausgestatteten Gebäude zu Liebe, weniger aufmerksam durchgesehn, obwohl in der

scuola detta di Tiziano, vier Mauergemälde von diesem in noch gutem Zustande, welche nach dem Costüme der Bildnißfiguren um 1520 gemalt seyn müssen. Merkwürdig in dem Kirchlein St. Giorgio die Malereyen, welche Vasari dem Jacopo d' Avanzi, dem Stefano und anderen Malern des vierzehnten Jahrhunderts beymißt und im Santo jene große Kappelle der des Hl. Anton gegenüber, wo nach dem Anonymus des Morelli Jacopo d' Avanzo und Alichieri von Verona 1376 gemalt haben. Der Anon. folgt einer Inschrift.

Es ist eine Merkwürdigkeit, daß nach so geistreichen, wenn auch nur höchst einfach behandelten Sachen die Schule der Vivarini, Crivelli und was dahin gehört je einigen Beyfall hat erwerben können. Ich dächte, es wäre recht an der Zeit, in den Tendenzen und Productionen des sogenannten Mittelalters das Vortreffliche und Gute, streng vom Geringen und gänzlich verfehlten abzusondern. Man verdirbt sich zuletzt den Genuß und verwirrt den Gegenstand, in sofern von ihm Belehrung begehrt wird, wenn man mit den Zeitaltern, Schulen und

Persönlichkeiten nun auch gar zu summarisch umgeht. Schon in Bezug auf das classische Alterthum, dem der Geschmack nie ausgeht, hatte man Gleichgültigkeit hervorgebracht, weil man unterlassen, in den antiken Sachen das Geistreiche streng vom Mechanischen zu unterscheiden. In dieser mitteralterlichen Production aber ist nicht allein der Geist, nein selbst der Geschmack sehr ungleich ausgetheilt. Man weiß ja, denke ich, daß ich diesen nach seinem eigenen Maße ermesse.

Von Venedig noch etwas zu sagen, schäme ich mich in Wahrheit. Es könnte nur das Resultat erneuerter Forschungen seyn in dessen Archiven und Bibliotheken, wozu mir die Zeit gefehlt. Interessant war es mir unter den Antiken im Palast des Dogen ein neues Stück (männliche Büste) zu finden, welches mit dem mantuanischen, ganz mantegnesken Virgil und dem berühmten **fauno colla macchia** in der Bearbeitung, im Bruche und selbst in dem Scheidewasserflecke zum Erstaunen übereinstimmt. Ich sah zu Florenz einen Cherubskopf aus feinkörnigem griechischen Marmor bey Herrn Gre=

gorio de Santis, welcher derselben Classe angehört. Ob Valerio Vicentino, ob irgend ein anderer Arbeiter in harten Steinen, zu seinen vielen Täuschungen der Liebhaber nicht auch noch diese gefügt hätte?

---

